

40 Jahre Florin AG in Muttenz

Von bescheidenen Anfängen zu nationaler Bedeutung

on. – Morgen Samstag steigt im Mittenz eine grosse Geburtstagsparty. Anlass zu diesem Fest bildet das vierzigjährige Bestehen der Öl- und Fettwerke Florin in Muttenz, verbunden mit dem 80. Geburtstag des Gründers und Seniorchef Laurens Florin.

An einer Pressekonferenz orientierte Rolf Florin über die Entwicklung des von seinem Vater gegründeten Unternehmens, über das Fabrikationsprogramm und die Verarbeitungskapazitäten, über die Herkunft der Rohstoffe, über den Beitrag der Florin AG zur Landesversorgung, und streifte auch einige Fragen betreffend Verwertung von inländischem Raps und die Grenzabgaben auf importierten Rohstoffen.

Vom Thurgau nach Muttenz

Bereits im Jahre 1931 übernahm Laurens Florin in Märwil/TG eine alte Futtermittelmühle, die er bald durch einen Neubau vergrösserte. Nach dem Krieg erkannte der junge Unternehmer, dass er seinen Betrieb verkehrsgünstiger legen musste. Er verkaufte seinen Besitz in Märwil und erwarb an der Hofackerstrasse in Muttenz ein Areal, auf welchem 1945/46 eine für die Verarbeitung von Leinsaat konzipierte Ölmühle und Silos für Ölsaaten entstanden. 1948 erarbeiteten sechs Mitarbeiter einen Umsatz von 1,9 Millionen Franken. Heute beschäftigt die Florin AG 93 Mitarbeiter in Produktion, Labor, Technik sowie Administration und Verkauf. Mit einem jährlichen Warenausstoss von 45 000 Tonnen und einem Umsatz von 115 Millionen Franken zählt Florin zu den zehn grössten Baselbieter Industrieunternehmen.

Am 1. Oktober 1948 wurde die Einzel-firma Laurens Florin in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Gesellschaftsform einer Familien-AG hat wohl entscheidend zum Erfolg des Unternehmens beigetragen. Der erarbeitete Gewinn wird zur Finanzierung der bedeutenden Investitionen eingesetzt. Da die Expansion stets mit dem nötigen Augenmass erfolgte, konnten auch Rückschläge verkraftet werden, wie beispielsweise am 8. Oktober 1950 als die beiden obersten Stockwerke der Ölmühle einer Feuersbrunst zum Opfer fielen und vollständig ausbrannten. Ein Jahr später waren die Brandschäden behoben.

Von technischen zu Speiseölen

Anfänglich beschränkte sich die Produktion auf rohe technische Öle. Nach dem Bau eines Fabrikationsgebäudes konnte 1952 mit der Herstellung von veredelten technischen Ölen mit einer Chargengrösse von 250 Litern begonnen werden. 1954 ging die Produktion technischer Öle zu Ende: mit dem Einbau von Dämpfern waren die Voraussetzungen zur Raffination von Speiseöl geschaffen.

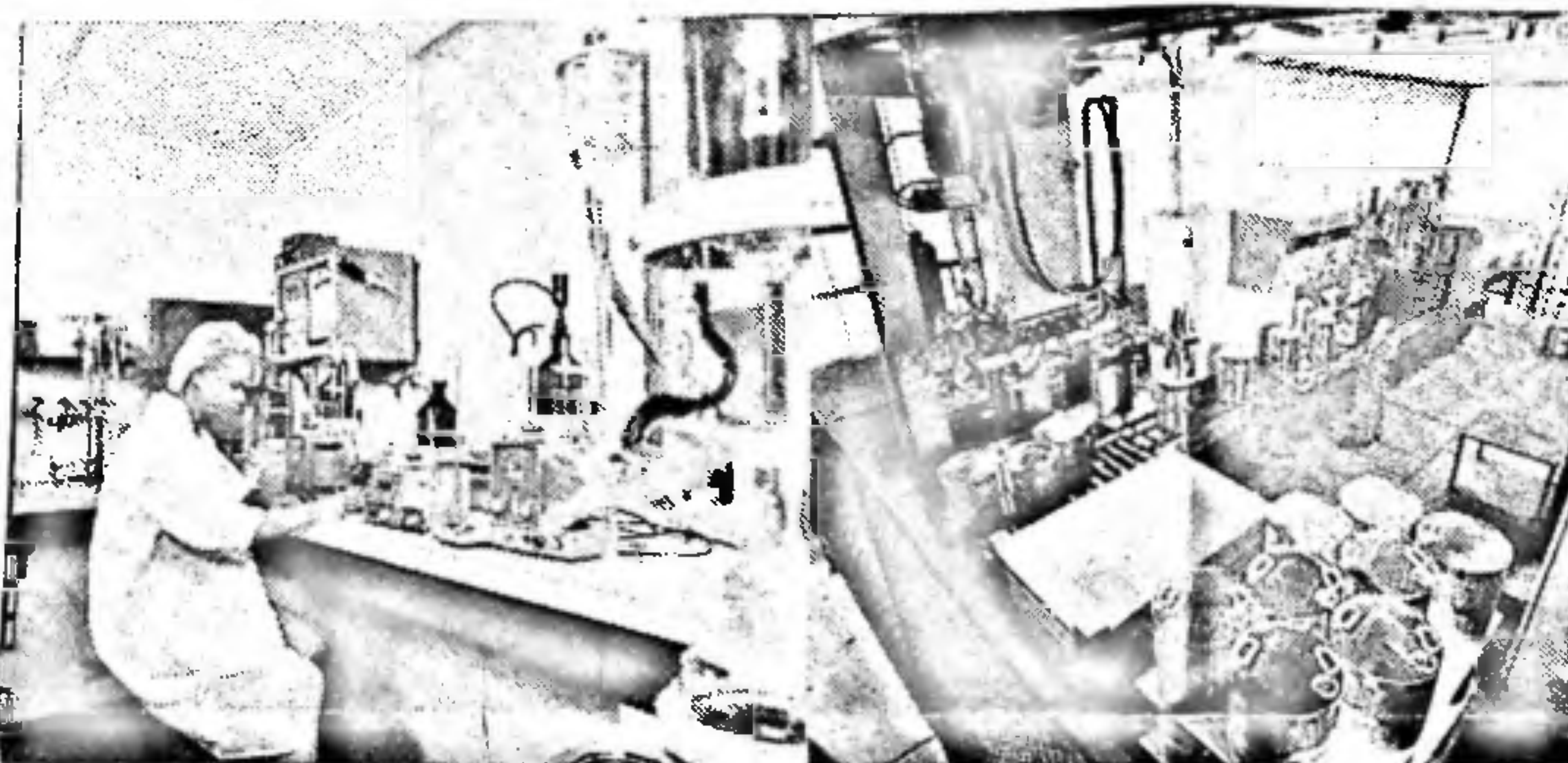
Etappen

Auf dieser Grundlage konnte aufgebaut werden: 1957 wurde ein erster, 1964 ein zweiter Grundwasserbrunnen für die

Eigenversorgung mit Kühlwasser gebohrt. 1959 erfolgte die Inbetriebnahme des Raffinationsneubaus mit Chargen von 30 000 Litern. Gleichzeitig wurden die Tankanlagen fortlaufend ausgebaut bis zur heutigen Kapazität von rund 9 Millionen Liter auf dem Werkareal und 11 Millionen Liter im Rheinhafen Au. Das Tanklager und die Umschlagstelle im Auhafen wurden 1971 erstellt; dort können die Rheinschiffe aus Rotterdam schnell und rationell gelöscht werden. Dazu kommt noch ein vierteiliger Lagerbunker für Ölsaaten mit einem Fassungsvermögen von 1680 Tonnen im Rheinhafen Kleinhüningen (erbaut 1968).

Ab 1964 standen die weitgehend automatisierte Flaschen- und Kannenabfüllanlage sowie die eigene Trafostation unter Tag betriebsbereit.

Seit 1967 werden im eigenen Labor sämtliche Rohstoffeingänge und Fabrikationskontrollen durchgeführt. In der Versuchsbackstube erfolgt die Prüfung der Produkte auf Verarbeitbarkeit, Verhalten in Backofen, Friteuse oder Pfanne. Dadurch können der Kundschaft «Öle und Fette nach Mass» für die Verwendung in Gastronomie, Bäckereien-Konditoreien, Confiterien, Biscuits-, Schokolade-, Glace- und Suppenindustrien angeboten werden. Das Sortiment umfasst weiter Spezialfette für die Pharma-, Kosmetik- und Futtermittelindustrie.



Qualitätskontrolle im Labor.

Kannenabfüllanlage für Speiseöl.

Durch die 1969 in Betrieb genommene Hydrierungsanlage kann Öl zu Fett umgewandelt werden, was eine Diversifikation der Produktion erlaubte. 1976 folgte dann im Zuge des natürlichen Entwicklungsprozesses die Inbetriebnahme einer Fett- und Margarinefabrik. Vier Jahre später wurde für eine Million Franken eine Fraktionierungsanlage eingerichtet, mit welcher die Fette in ihre flüssigen und festen Komponenten getrennt werden.

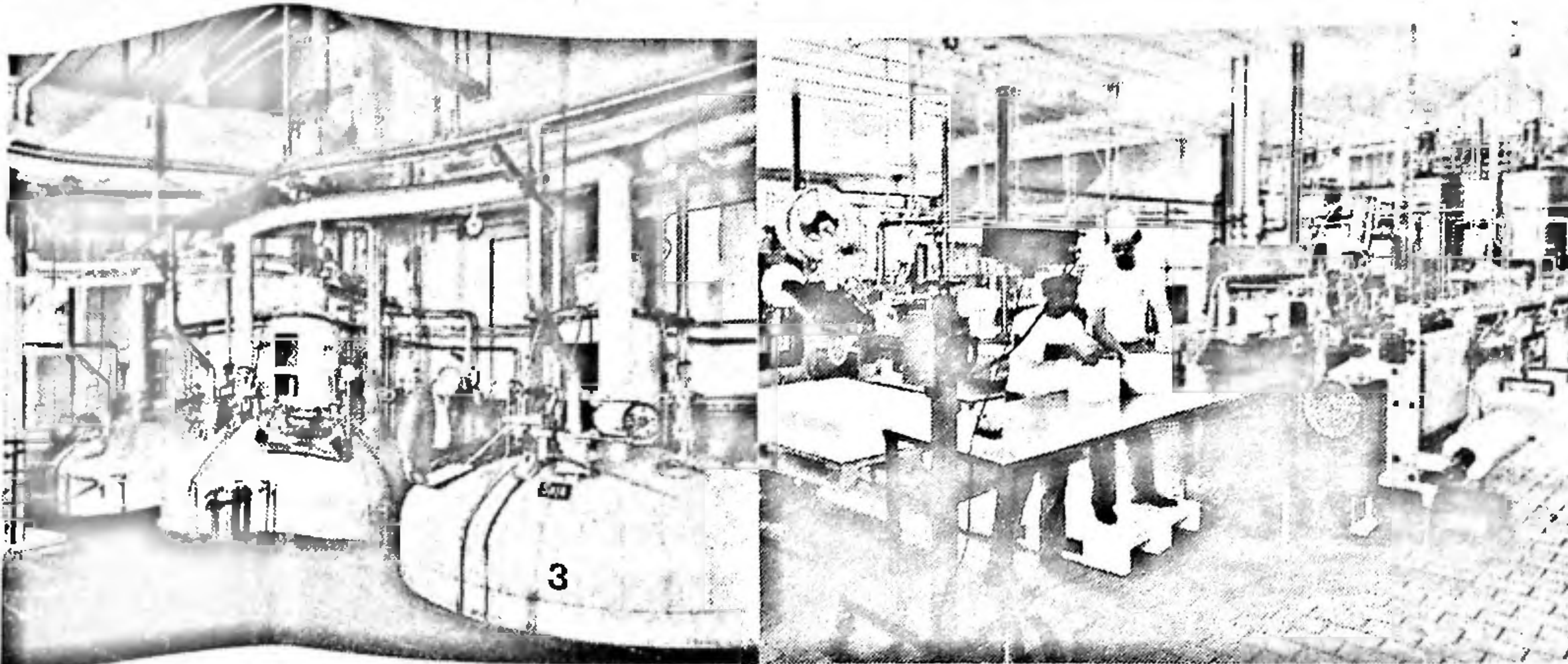
Schutz der Umwelt

Bereits vor über zehn Jahren wurde mit einem Kostenaufwand von 1,5 Millionen Franken eine betriebsinterne Kläranlage erstellt, obschon sich das anfallende Abwasser zu 90% aus unverschmutztem Kühlwasser, das direkt der Birs zugeführt werden kann, und nur zu 10% aus Schmutzwasser mit aus-

gepumpt wird. Mittels Wärmepumpen wird dort die Wärme dem Wasser entzogen, das abgekühlte Wasser geht im Kreislauf wieder in die Florin AG zurück. Dadurch können jährlich ca. 800 bis 1000 Tonnen Heizöl eingespart werden. Die Regierungen und die Parlamente der beiden Kantone werden voraussichtlich noch in diesem Jahr über dieses Projekt entscheiden.

Verarbeitete Rohstoffe

Seit 1961 wird bei Florin in der Ölmühle inländischer Raps verarbeitet. Raps, mit einem Ölgehalt von 42%, ist das einzige Speiseöl aus dem eigenen Land. Die Selbstversorgung der Schweiz mit pflanzlichen Ölen und Fetten beträgt nur etwa 14 Prozent. Auf der vom Bundesrat bewilligten Anbaufläche von 13 000 ha werden ca. 40 000 Tonnen



Speiseölraffinerie.

Fett- und Margarinefabrikation.

Rapskörner geerntet. Importiert werden Sojabohnen (Ölgehalt ca. 19%) aus den USA, Brasilien und Paraguay, Erdnusskerne (45% Ölgehalt) aus den USA, Senegal und Gambia, sowie Sonnenblumenkerne (42% Ölgehalt) aus Kanada, Argentinien und Ungarn.

In der Raffinerie verarbeitet werden neben Sojaöl und Rapsöl aus eigener Produktion Erdnussöl aus Brasilien, Argentinien und China, Sonnenblumenöl aus Russland, Ungarn, Argentinien und USA, Palmöl und Palmkernöl aus Malaysia und Indonesien, Kokosfett aus den Philippinen, Indonesien und Sri Lanka, sowie inländisches Rinder- und Schweinefett.

Die Verarbeitungskapazitäten der Florin AG pro Tag:
Ölmühle: 75 Tonnen Ölsaaten
Raffinerie: 150 Tonnen Öle und Fette

Abfüllstation: 60 Tonnen Speiseöle
Fettfabrik: 40 Tonnen Speisefett und Margarine.

Ausblick

Im Einklang mit der seit 40 Jahren praktizierten Geschäftsphilosophie soll die Florin AG im Rahmen ihres Tätigkeitsbereiches natürlich, langsam und sinnvoll entwickeln und wachsen. Die Produktionsanlagen sollen auf dem neuesten Stand der Technik gehalten werden um den gesamtschweizerischen Marktanteil von etwa 26 Prozent zu erhalten. Die Florin AG will auch weiterhin die Nummer zwei der Branche bleiben. Als nächste grössere Investition wird der Bau eines Verwaltungsgebäudes mit neuen Labors und Autoeinstellhalle geplant.

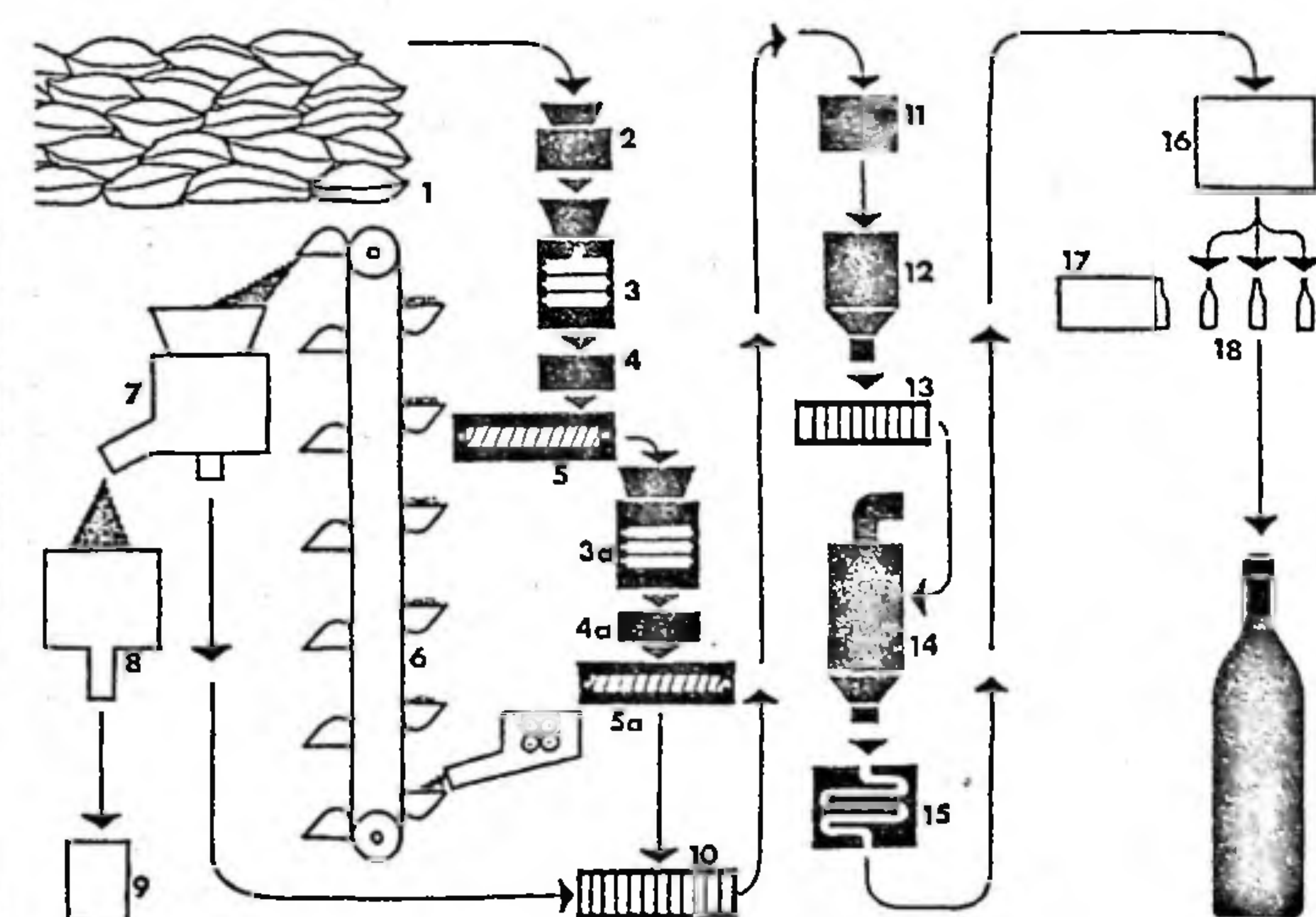
Der Staat sitzt am Tisch

Wenn Familie Schweizer in irgendeiner Form einen Liter Speiseöl konsumiert, isst der Staat als ungebetener Gast kräftig mit. Und er langt hemmungslos, um

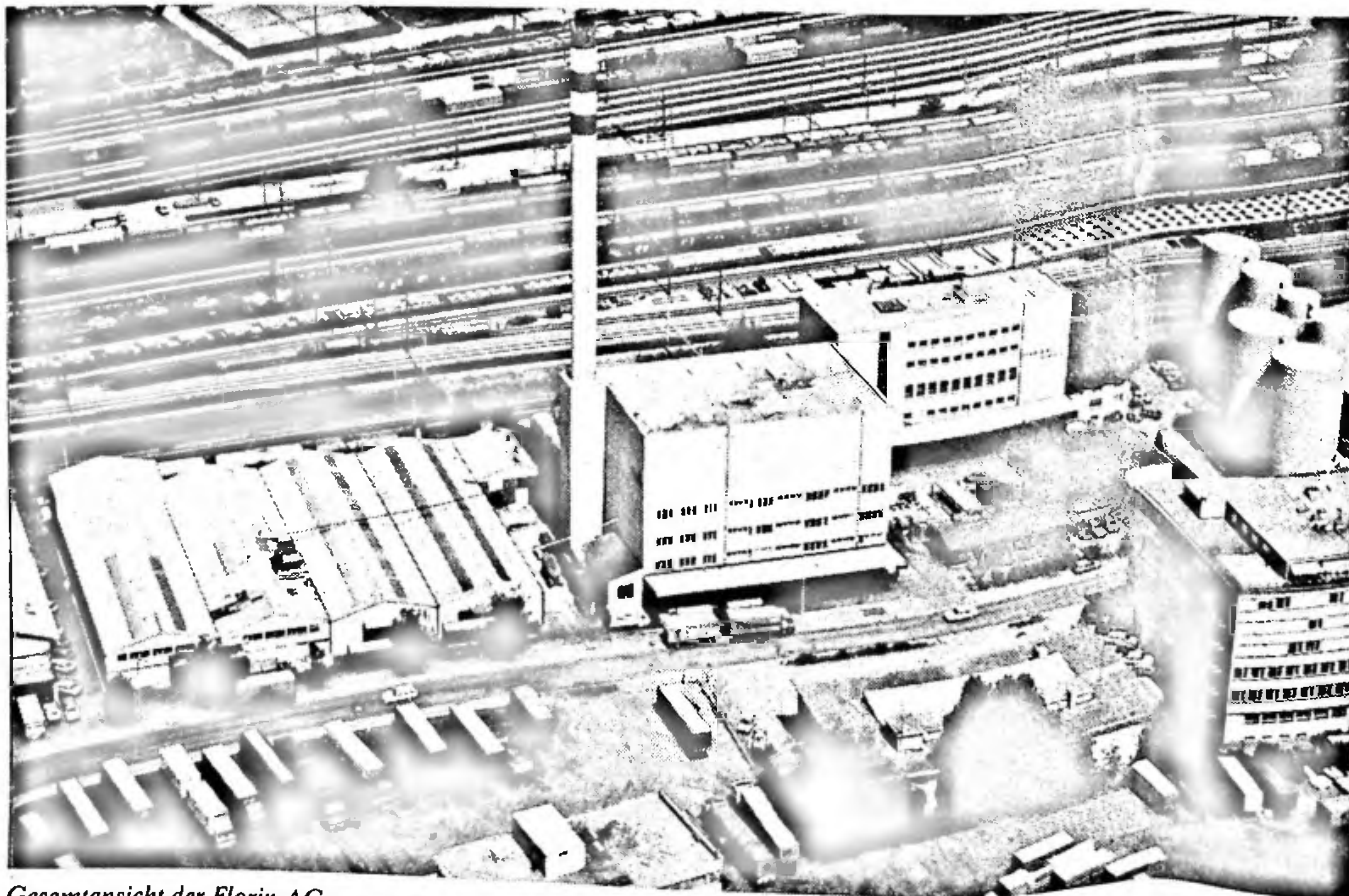
nicht zu sagen schamlos zu, schlägt er sich doch – wertmässig gesehen – 63,1% des Quantums in den eigenen Bauch. Rolf Florin gab den staunenden Pressevertretern hierzu einige Zahlen:

Rohstoffpreise	Preis per 100 Liter	in % vom Total
Einstandspreis für Sonnenblumenöl raffiniert, lose, unverzollt, Ölwerk, inkl. Produktion	Fr. 85.-	21,6
Grenzabgaben für Raffinat per 100 kg		
Zoll und Gebühren	Fr. 12.40	
Preiszuschlag für Öle- und Fette (total ca. 140 Mio. Fr. pro Jahr z. G. der Milchkasse)	Fr. 204.90	
Garantiefond z. G. Pflichtlagerhaltung	Fr. 27.70	
	Fr. 245.-	
10% Tarazuschlag	Fr. 24.50	
Totale Grenzabgaben per 100 kg brutto	Fr. 269.50	
× 920 g auf Liter	Fr. 248.-	63,1
Abfüllstation		
Abfüllen in PET-Flaschen, Kartons usw.	Fr. 60.-	15,3
VP verzollt per 100 Liter verpackt	Fr. 393.-	100

Die Herstellung von Öl



- 1 Saatenspeicher
- 2 Reinigungsanlage
- 3 Erste mechanische Pressung
- 4 Saatenzerkleinerung
- 5 Schneckenpresse
- 6 Förderband zur Extraktion
- 7 Extraktionsanlage
- 8 Schrotmühle
- 9 Viehfutter
- 10 Filterpresse
- 11 Rohöltank
- 12 Neutralisationsanlage
- 13 Filterpresse
- 14 Desodorisation
- 15 Abkühlung
- 16 Vorrattank
- 17 Flaschenreinigung/Flaschenkontrolle
- 18 Flaschenabfüllerei



Gesamtansicht der Florin AG.

Fotos: Zimmer-Fototeam Basel)

Erinnerungen aus meinem Leben

Lebenslauf



von FLORIN Ernst Laurenz
Sohn von Markus Laurenz Florin-Brüschweiler
Bürger von Klosters
geboren am 16. August 1906
im Frauenspital Zürich

Muttenz, im Mai 1988

Erinnerungen aus meinem Leben

Lebenslauf



von FLORIN Ernst Laurenz
Sohn von Markus Laurenz Florin-Brüschweiler
Bürger von Klosters
geboren am 16. August 1906
im Frauenspital Zürich

Muttenz, im Mai 1988

KINDHEIT UND JUGENDZEIT

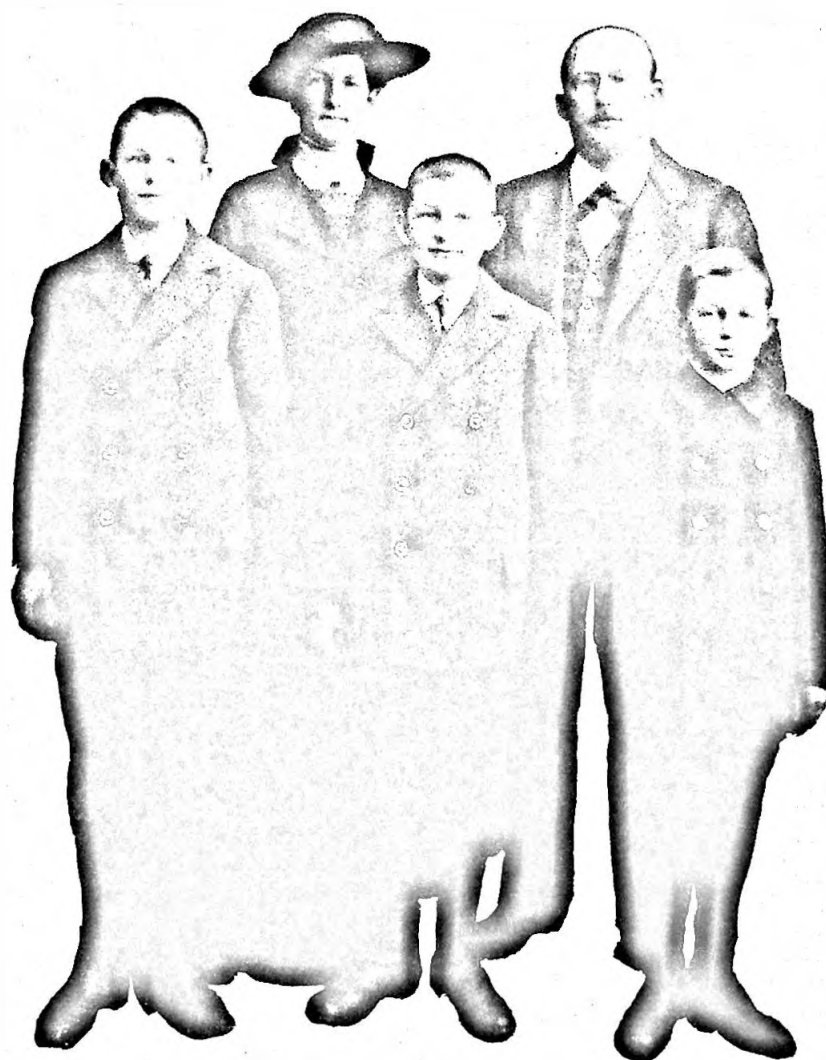
Meine Tante Johanna in Gossau/SG, Schwester meines Vaters, erzählte mir oft, ich sei als 4-6-jähriger beim Grossvater Florin im Stolzenberg, Uzwil/SG, in den Ferien gewesen. Der Grossvater betrieb eine Landwirtschaft. Die Knechte hätten mich gerne gehabt, denn ich sei ein fürchterlicher Flucher gewesen und zudem noch frech.

Erinnern kann ich mich noch an die Schule in Thalwil. Der Lehrer hat mich verprügelt, dass ich hinter die Tafel flog.

Kurz darauf zügelten wir nach Uetikon a.A. Der Vater hatte das Restaurant Löwen mit zugehöriger Landwirtschaft gekauft. Wir drei Buben: Hans, geb. 1904, August, geb. 1905 und ich gingen dort drei Jahre zur Schule. Meine beiden Brüder waren gross und stark; ich war das Gegenteil, aber dafür frech. Einmal habe ich dem Lehrer mit dem Lineal einen Maikäfer ins Gesicht geschossen - meine linke Kopfhälfte war nachher geschwollen. Im Rechnen muss ich gut gewesen sein, denn verschiedentlich habe ich den Sechstklässlern das Einmaleins vorrechnen müssen. Auf der Weide hat mich einmal eine bösartige Kuh umgeschmissen und so traktiert, dass alle meine Kleider zerrissen waren. Zum Glück geschah dies in der Nähe eines Stacheldrahtzaunes, unter dem ich zuletzt noch durchkriechen konnte. Ich hatte Quetschungen und Beulen, aber zum Glück nichts gebrochen.

Im Alter von neun Jahren musste ich mit einem Pferd und Fuhrwerk nach Altstätten um Ware zu holen, darunter auch Sprengpulver. Als mein Schimmel am Berg anhielt kamen Leute zu mir und befragten mich. Ich erzählte ihnen meinen Auftrag. Die Leute haben über meinen Vater geschumpfen, es sei unverantwortlich, einem Buben diesen Auftrag zu übertragen.

Drei Jahre später zügelten wir nach Höngg - ich ging damals in die vierte Klasse. Zweimal konnte ich zu den Grosseltern meiner Mutter nach Lütisburg in die Ferien gehen. Sie führten die Wirtschaft zum Rössli. Grossvater Brüscheiler war Strafanstaltsverwalter gewesen. Die Grossmutter bezahlte mir 20 Rappen für jede Kiste Mist, den ich auf der Strasse einsammeln musste. Einmal hatte ich die Küste nicht füllen können und versuchte deshalb bei der Käserei im Gonzenbach Mist zu stehlen. Die Söhne vom Käser Hilber erwischten mich dabei, und ich bekam Prügel. Das war 1916.



Familienfoto aus dem Jahre 1916.
Die Eltern Elise und Laurenz Markus Florin.
Die Söhne Hans, August und Ernst Laurenz.

Im Jahre 1932, als ich an der Käserbörse in Wil/SG Futterwaren handelte, kam ein Herr auf mich zu und fragte: "Ihr Name ist Florin?" Ich bestätigte es ihm. "Sie sind im Rössli Lütisburg bei Brüscheiler als Bub in den Ferien gewesen" fuhr er fort. "Es stimmt" sagte ich. Da sagte er: "So, Du bist der Stuchter der bei uns im Gonzenbach Misch gestohlen hat!" - Es war Hilber, der mich als Bub verprügelt hatte. Bei einem halben Liter haben wir dann die Erinnerung aufgefrischt.

Im Restaurant habe ich auch Gäste bedient. Manchmal bekam ich fünf Rappen Trinkgeld. Einmal habe ich eine Konsumation von 40 oder 50 Rappen eingezogen und das Geld nicht abgeliefert. Beim Nachtessen diskutierten die Grosseltern, es fehle etwas Geld, oder die Kasse stimme nicht. Ich habe dann nie mehr etwas genommen.

Einer Barrierenfrau habe ich öfters beim Bahnübergang der Toggenburger-Bahn die Schranken geschlossen. Es waren zwei runde, ca. 4 Meter lange Stangen. Die Frau hatte auch noch eine Schneckenzucht. Dem Bahnbord entlang habe ich Löwenzahn und andere Gräser für die Fütterung der Schnecken gesucht. Für meine Hilfe bekam ich etwas Geld.

In Höngg wohnten wir an der Limmat. Dort habe ich schwimmen gelernt. Im Keller der Liegenschaft hatte es Dutzende grosser Ratten. Vor Schreck bin ich nie mehr hingegangen.

Ein Jahr später zügelten wir nach Gland bei Nyon, wo der Vater eine Liegenschaft mit etwa 60 Jucharten Land gekauft hatte. Ihr Name war "Charlemont". Der Schulweg dauerte etwa 40 Minuten. In der Schule waren auch Ausländer-Kinder, die im ersten Weltkrieg mit ihren Eltern in die Schweiz flüchteten. Ein junger Belgier hat uns Deutschschweizer verschiedentlich als "sale Boche" tituliert. Hans hat ihn dann einmal tüchtig verprügelt. Der Lehrer versuchte vergeblich, die beiden zu trennen. Unter dem Schutz meiner zwei starken Brüder war ich frech. Als die Buben auf mich losgingen, hat August fünf auf einmal verprügelt.

Zum Singen mussten wir vorne beim Pult stehen. Einmal kam der Lehrer vom Pult herunter und schlug mir den Meerrohrstock auf den Kopf, dass er in zwei Stücke zerbrach. Der Lehrer wollte weiter auf mich schlagen. Da nahm ihm August den Rest des Stockes aus der Hand, warf ihn weg, und erklärte dem Lehrer, er wolle nicht, dass sein kleiner Bruder weiter geschlagen werde. Die ganze Klasse durfte

dann sofort nach Hause gehen. Der Schulvorsteher hat wegen dieses Vorfalls bei den Eltern vorgesprochen. Ausser der französischen Sprache haben wir nichts gelernt.

Zum Konfirmationsunterricht mussten wir nach Cressier; mit dem Velo war dies ein Weg von 45 Minuten. Das Holz für die Heizung des Unterrichtszimmers mussten die Schüler mitbringen. Bei den Pflichtbesuchen der Kirche habe ich meist geschlafen. Im letzten Schuljahr hatte ich den Schutz der Brüder nicht mehr - da war ich nicht mehr so vorlaut und frech...

Zu Hause mussten wir schwer arbeiten, früh aufstehen, das Vieh füttern usw.

Im Sommer konnten wir im Genfer-See baden. Wir waren alle gute Schwimmer. Einmal hatten wir für einige Wochen einen Studenten aus Zürich bei uns. August und ich gingen mit ihm baden. Am See hatte es etwa 30 Meter lange Wellenbrecher aus grossen Steinen. Wir sind hinausgeschwommen und haben uns auf die Steine gesetzt. Der Student folgte uns nach. Plötzlich stellte ich fest, dass er etwa fünf Meter von uns entfernt untertauchte und dann wieder nach oben kam. Ich schrie August zu, er soll aufpassen, und sprang ins Wasser, packte den Studenten von hinten an den Badehosen und schob ihn gegen die Steine. August packte ihn zuerst an den Haaren und zog ihn dann ganz heraus. Der Student war vollständig erschöpft. Er erklärte uns nachher gedacht zu haben, als schwacher Schwimmer käme er schon bis zu uns. Von einem vorbeifahrenden Schiff kamen aber Wellen, die über ihn schlugen. Der Grund war etwa einen halben Meter tiefer als er gross war. Er hat nie mehr im See gebadet.

Ich war ein guter Steinewerfer. Mein Schulweg führte entlang der Eisenbahn Genf-Lausanne mit den Telefonleitungen. Zur Unterhaltung habe ich die Porzellanhalter mit Steinwerfen beschädigt; ein Telefondraht konnte dabei nicht herunterfallen, nur das untere hohle Stück des Halters.

Wir hatten zu Hause ein Flobert. Ich habe ein Patrönchen genommen, die Kugel entfernt und mit dem Hammer auf die Hülse geschlagen. Das Resultat: ein Chlampf, und ich hatte an der linken Brust eine Wunde mit einem Splitter aus Kupfer.

Hans oder August hat an einem Auto die Kurbel vorne gedreht, worauf der Wagen langsam in eine Tanne fuhr. Dasselbe geschah mit

einem Traktor. Auf dem Schulweg dem See entlang haben wir aus Uebermut die zweirädrigen Karren der Strassenarbeiter ins Wasser gestossen.

Meine Brüder traten beide eine Lehre an: Hans in einer Schmiede und August in einer Metzgerei. Hans war während mehr als 25 Jahre als Chefmonteur der Firma Luva, Schlieren, im In- und Ausland tätig. August seinerseits übernahm 1939 das Restaurant "Château des Frêtes" mit zugehöriger Landwirtschaft in Les Brenets. Er starb im Jahre 1975.

Der Vater verkaufte die Landwirtschaft und wir zügelten nach Saint-Louis im Elsass. Ende 1923 ging ich für sechs Monate in die Handelsschule "Ecole Pigier de Paris" in Mulhouse. Der Vater beteiligte sich an einer kleineren Werkstatt für Auto-Zündkerzen. Nach etwa acht Monaten war die Werkstatt pleite. Mama und ich waren alleine, denn der Vater hatte Einreisesperre nach Frankreich. Den Grund kenne ich nicht. Wir zügelten dann nach Dietikon/ZH.

Im Jahre 1917/18 hat mein Grossvater Florin meinem Vater für jeden der drei Brüder ein Sparheft von je 3000 Franken übergeben. Da mein Vater die Verwaltung darüber hatte, wurde das Geld verbraucht. Damals waren 3000 Franken sehr viel Geld. Wäre das Geld noch vorhanden gewesen, hätte ich eine kaufmännische oder technische Lehre antreten können. Mein Lebenslauf wäre ganz anders verlaufen. Wegen Geldmangel musste ich bei der Käserei Mumenthaler in Staffelbach eine Käserlehre antreten, mit freier Kost und Logis sowie fünf Franken oder zehn Franken Monatslohn. Am 4. September 1924 wurde ich entlassen weil die Milch nicht mehr zu Käse verarbeitet sondern zentrifugiert wurde.

Anschliessend habe ich zwei Monate in der Molkerei Dietikon gearbeitet. Ich ging dort weg, weil ich immer angebrüllt wurde. Auf ein Inserat hin meldete ich mich bei einem Bättig, Käserei und Wirtschaft in B'holz. Ich wurde angestellt zu einem Wochenlohn von Fr. 10.- plus Kost und Logis. Es war eine kleine Käserei, die etwa 500 bis 600 Liter Milch verarbeitete. Wir machten Tilsiter. Bättig war Jäger und daher meist abwesend. Einmal musste ich ihn in den Wald begleiten. Er hatte am Tag davor eine Rehgeis geschossen, was verboten war. Wir haben das Tier ausgehäutet und zerkleinert. Ich musste ein Stück Fleisch in Karton eingewickelt nach Hause tragen. Es regnete und



Mulhouse, le 16 Mai 1924.

Je soussignée, faisant fonction de Directeur à l'École Pigier de Mulhouse, certifie que Monsieur Florin Laurent a bien suivi, pendant six mois, en 1923 et 1924, notre cours d'enseignement commercial : comptabilité, correspondance commerciale, dactylographie, anglais.

Monsieur Florin a donné pleine satisfaction à ses professeurs par son travail et sa conduite.

N. Nelly

Zeugnis der Ecole Pigier, Mulhouse 1924

meine Kleider wurden voll Blut. Während zwei Wochen bekam ich immer Rehfleisch zu essen, bis ich mich beschwerte. Nach zwei Monaten verlangte ich zwei Franken mehr Wochenlohn. Da hat mir Bättig gekündigt. Die Wahrheit war, dass er nur für die Zeit der Jagd eine Hilfe benötigte.

ITALIEN

Im April 1925 ging ich nach Italien zu der Firma Lang & Schütz in eine Käserei auf dem Lande. Wir machten täglich vier Emmentaler. Ausserdem hielten wir ca. 700 Schweine. Geschlafen habe ich in einer Hängematte, das Morgenessen machte ich mir selbst, mittags und abends ass ich in einem Restaurant. Es war eine strenge Zeit.

Am 17. August habe ich diese Stelle wieder verlassen und fand bei der Firma Produttori di Latte - Crema in Crema eine Anstellung. Der Käser war ein Schweizer, verheiratet mit einer Italienerin. Jeden Samstag ging er nach Crema und war am Abend jeweils betrunken. Wir machten täglich zwölf Sbrinz. Kost und Logis beim Käser waren in Ordnung. Hier habe ich mir ein neues Velo gekauft - ich war sehr stolz darauf.

Einmal ging ich mit dem Salzer, einem 40jährigen Italiener, an eine politische Versammlung an welcher der Generalsekretär der Faschistischen Partei Farinachi eine Ansprache hielt. Er schimpfte und log über die Franzosen. Ich habe anschliessend mit einigen Zuhörern darüber diskutiert, worauf mich der Salzer am Aermel fasste und wegführte. Er sagte, es sei besser zu gehen, ansonsten wir von Faschisten verprügelt würden.

Nach einem Mittagessen sagte mir die Käserfrau, ich sei tüchtig und könnte in einer Käserei mit 1200 Liter pro Tag Chef werden. Bedingung sei, dass ich verheiratet sein müsse. Ich soll die vor zwei Tagen angekommene und am Tisch anwesende Schwester heiraten. Meine Antwort war, dass ich nicht heiraten könne, ansonsten ich zu Hause verprügelt würde. Am nächsten Tag war die Schwester abgereist. Vom Lohn, der schon bescheiden war, hat man noch zehn Prozent abgezogen zu Gunsten der Faschistischen Partei. Am 15. April 1926 bin ich wieder in die Schweiz zurückgekehrt.

Wer und was mich veranlasst hat, am 2. Mai 1926 zu einem sechsmonatigen Kurs in die Molkereischule Rütli-Zollikofen einzutreten, weiss ich nicht mehr. In der praktischen Herstellung von Emmentaler, es waren täglich zwei Stück, hatte ich mit dem Oberkäser immer Differenzen. Er war pedantisch, kleinlich usw. Ausser der Milchuntersuchung konnte ich nichts dazu lernen. Wir stellten auch Tilsiterkäse her. Es hatte Schüler bis zum 24. Altersjahr, welche

Kennnis

Bestätigt, als Untergewerkter
 des Lorenz Florin von Basel
 2 Monate, bis mir als Hiltmann
 Arbeiter in Kaserne: Beförderung
 gewährt.

Bestand des in jeder Hinsicht
 für vollen Gefährdung
 und gesunden Mann & gesunden
 unbeschädigten Mann.

Mindestens
 guter Fortkommen

Los 12. März
 13. März 30. März

Produttori di Latte-Crema

Società per Azioni Collettiva Capitale L. 1.000.000.000

Emmenthal - Strinz
 C.A. Cremona N. 4.554

Crema, 15 APRILE 1926
 Piazza Roma N. 6
 Telefono N. 110

Il Sig. FLORIN LORENZO di Lorenzo da MISTERS (Crigioni)
 è stato alle dipendenze di questa Società dal 17 Agosto 1925
 e tutt'oggi in qualità di primo sottocasaio.

Durante il tempo che è stato alle nostre dipendenze ha
 sempre dato prova di attività e onestà e perizia nel lavoro.

Lascia il servizio per ritornare in patria.

In fede

SOCIETÀ PRODUTTORI DI LATTE-CREMA

Florin

Arbeitszeugnisse

Zeugnis.

Überzeichnete begenügt
hiermit, dass:
Lorenz Florin.

am 27. Mai 1926. als Käser-
lehrling bei mir eingetreten
ist. Er hat sich als Fleißer und
erfahrene Bäcker erwiesen, kann
Ihn deshalb jederzeitem Empfehlen.

Staffelbach 4 September 1926

Hans Ammann
Käser

N. B. Entlassen:

Wail die Arbeit zentriert
mind.

Käserlehrling vom Mai bis September 1926

Austrittszeugnis

Florian Lauener

von Kloster geb. 1901

war Teilnehmer am Sommer Kurs

vom 2. Mai bis 16. Okt. 1926

und erwarb sich die umstehend verzeichneten
Leistungsausweise.



Fachnoten.	Fleiss	Leistung
Praktische Lehrfächer.		
Käseerarbeiten	6	5
Buttererarbeiten	6	5
Salzen und Kellerbehandlung	6	6
Schweinemastbetrieb	6	5
Heizen und Maschinenbetrieb	6	5
Reparaturwerkstätte*	6	5
Praktische Milchuntersuchung	6	5
Produktenprüfung*	6	5
Theoretische Lehrfächer.		
Betriebslehre der Milchwirtschaft	6	4
Angewandte Betriebslehre*	6	6
Buchhaltung	6	6
Milchwirtschaftliches Rechnen	6	6
Korrespondenz und Geschäftsaufsätze	6	5
Gesetzeskunde	6	5
Milchkunde	6	5
Käsefabrikation	6	5
Butterfabrikation	6	5
Maschinenlehre	6	5
Heizbetrieb	6	5
Baukunde	6	4
Allgemeine Chemie	6	5

* Diese Fächer werden nur im Jahreskurs gelehrt.

	Fleiss	Leistung
Chemie der Milchprodukte*	6	5
Bakteriologie	6	5
Gesundheitslehre der Haustiere	6	4
Allgemeine Tierzucht	6	5
Futterbau	6	5
* Diese Fächer werden nur im Jahreskurs gelehrt.		
Der genannte Molkereischüler hat die vorgeschriebenen Bedingungen zur Erlangung des Diploms der Molkereischule erfüllt, und es ist ihm dasselbe mit folgenden Hauptnoten zuerkannt worden:		
Betragen	6	
Fleiss	6	
Leistungen in den praktischen Lehrfächern		5.1
Leistungen in den theoretischen Lehrfächern		4.9
Anmerkung. 6 ist die beste, 1 die geringste Note. Wenn die Betragensnote niedriger ist als 5 oder eine andere Hauptnote niedriger als 4, so kann das Diplom nicht zuerkannt werden.		
ZOLLIKOFEN, den <u>16. Oktober</u> 19 <u>26</u> .		
Namens der Aufsichtskommission,		Namens der Lehrerkonferenz,
Der Präsident:		Der Direktor:
<u>Bracher</u>		<u>Lot</u>

die Tilsiter-Herstellung kannten. Sie waren entrüstet über die Art der Fabrikation und Lagerung. Das Salzbad und der Keller stankten fürchterlich. Die Tilsiter waren versalzen, hart und die Rinde schwarz. (Im Winter 1987/88 stellte die Eidgenössische Lebensmittelkontrolle fest, dass 18 Käsesorten in der Schweiz Schimmel, Bakterien usw. aufwiesen und somit ungeniessbar und gesundheitsgefährlich waren. Darunter befanden sich auch acht Schweizer Käse. Von diesen acht Schweizer Käsen stammten zwei Weichkäse und ein Tilsiter von der Molkereischule Rütli...).

An der Landwirtschaftsschule Rütli erhielten wir von einem älteren Lehrer Unterricht über Futterbau. Einmal stellte uns dieser Lehrer die Frage, wie weit auseinander man die Misthäufchen auf dem Feld auslege. Er erhielt verschiedene Antworten, aber keine war richtig. Da sagte ein Schüler, sein Mistwagen werde von einer Kuh gezogen; er rufe einfach "hüh", und wenn die Kuh anhalte lade er wieder ein Häufchen ab. Die Unterrichtsstunde war vorbei - die Molkereischüler kamen ja alle aus der Landwirtschaft.

In Bern gastierte der Circus Knie, und ich ging hin um eine Vorstellung zu besuchen. Während des Programms wurde ein Esel vorgeführt. Man teilte den Besuchern mit, wer 30 Sekunden auf dem Esel reiten könne, erhält einen Preis. Wir waren vier Burschen, die es versuchten, aber ohne Erfolg. Drei Tage später wurde ich zur Direktion zitiert wo man mir erklärte, es stehe einem Schüler der Molkereischule Rütli nicht an, sich in einem Zirkus zu produzieren.

Anschliessend war ich sechs Monate Milchmann bei Hegi in Oberwinterthur. Mit einem zweirädrigen Karren musste ich in Winterthur Milch an die Haushaltungen verführen, ebenso Butter und Käse. Kost und Logis hatte ich beim Meister; die Kost war schlecht. Deshalb habe ich die vier Milchkannen à je 40 Liter immer überfüllt. In einer kleineren Pension habe ich fünf Liter Milch ohne Berechnung abgegeben, worauf ich täglich für meine Ansprüche ein gutes Znüni bekam. Hin und wieder fuhr ich einen Wagen mit einem Pferd. Beim Wenden des Wagens rutschten drei Kannen herunter und die Milch floss auf die Strasse. Der Meister verlangte, dass ich den Schaden bezahle. Dann habe ich gekündigt. Beim Abschied sagte mir der um drei Jahre ältere Sohn, ich sei der beste Milchbursche bis anhin gewesen. Ich hätte neue Kunden gebracht und den Verkauf von Butter und Käse gesteigert.

J. Rutishauser

Milchhandlung und Refl. zur „Schönegg“

Remetschwil



Remetschwil, den

Zeugnis.

Der unterzeichnete Arbeitsgeber bezeugt, andurch dass
Laurenz Florin, geb. 1906, von Kloster (Graubünden)
seit 14. Juni 1928 bis 4. Januar 1929 als Milchführer bei ihm
in Arbeit stand. Die übertragenen Arbeiten, wie das Milch-
führen in die 10 km entfernte Stadt Borden, Versorgung
der beiden Pferde, sowie alle im Milchhandlungsbetrieb
vorhandenen Arbeiten erledigte er prompt & mit bester
Zufriedenheit des Arbeitsgebers. Auch bezüglich Charakter &
Zuverlässigkeit kann ihm das beste Zeugnis ausgestellt werden.
Er kann als selbständiger Arbeiter in guten Treuen
jeglichem Geschäftsmann oder Arbeitgeber empfohlen werden.
Der Austritt erfolgte auf seine eigene Kündigung.

Der Zeugnisgeber:
J. Rutishauser.
Remetschwil, den 4. Januar 1929

Am 14. Juni 1928 habe ich eine Stelle als Milchmann bei Rutishauser, Milchhandlung und Restaurant im Rementschwyl, angetreten. Mit Fuhrwerk und zwei Pferden habe ich täglich etwa 1200 Liter Milch in Baden ausgeführt. Unterkunft und Verpflegung waren gut, aber die Arbeit war streng, denn ich musste auch die beiden Pferde pflegen. Am 4. Januar 1929 bin ich ausgetreten, weil ich nach Argentinien auswandern wollte. Der Rutishauser und seine Frau erklärten mir beim Abschied, sie bedauern sehr, dass ich den Posten aufgeben. Bei den Empfängern der Milch hat man die bezogene Menge in ein Büchlein eingetragen - es gab keine Barzahlung. Jeden Monat ging der Rutishauser das Geld einziehen. Er sagte mir beim Weggang, er habe bei der Monatsabrechnung zwischen meinen Eintragungen und jenen in den Milchbüchlein einmal eine Differenz von einem halben Liter festgestellt.

ARGENTINIEN

Der Vater hatte mir mitgeteilt, dass in Zürich eine Firma "Intercambio" mit einem Kapital von Fr. 100'000.- gegründet worden sei, welche Rapid-Motormäher und diverse Apparate nach Argentinien exportieren wolle. Ich könne mitgehen, wenn ich wolle. Ich habe sofort zugesagt.

Mitte Januar 1929 haben wir uns auf dem Dampfer "Washington" in Triest eingeschifft. Mit mir waren zwei Ehepaare, Schulthess und Schnebeli. Während gut zwei Tagen war ich seekrank, der Rest der Reise war für mich reiner Superluxus. Nach 15 Tagen kamen wir in Buenos Aires an.

Wir fuhren aufs Land in eine kleine Ortschaft namens "Matheu". Dort hatten wir ein kleines Haus und etwas Land. Als erstes musste ich mit Schnebeli aus grossen Autokisten ein $2\frac{1}{2}$ -Zimmer-Häuschen bauen.

Unser Nachbar, ein Holländer, hatte eine Hühnerfarm. Er fragte mich, ob ich während acht Tagen die etwa 1000 Hühner pflegen würde. Ich habe zugesagt. Die Hühner hatten freien Auslauf und man musste sie füttern, Wasser geben, und die Eier einsammeln. Im Haus hatte es rote Flöhe, welche sogar auf dem Tisch herumjuckten. Damit ich schlafen konnte, verschob ich die eiserne Bettstatt in die Mitte des Zimmers, stellte die vier Füsse in Büchsen und goss Petroleum hinein. Am Abend ging ich etwa 30 Meter vom Hause weg, zog mich aus, schüttelte die Kleider und hängte sie auf. Im angezogenen Nachthemd ging ich wieder ins Haus und ins Bett. Am Morgen wiederholte sich die Übung in umgekehrter Reihenfolge. So bin ich einigermaßen von den Flöhen verschont geblieben.

Inzwischen waren drei Rapid-Motormäher eingetroffen. Bei Landwirten habe ich Unkraut (Disteln) gemäht, in Pfirsichplantagen das Gras zwischen den Reihen abgehauen usw. Da ich schon Französisch und Italienisch sprach, hatte ich die spanische Sprache rasch erlernt.

Nach etwa neun Monaten gingen wir an eine landwirtschaftliche Ausstellung nach Rosario. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir auch nur einen Mäher verkauft haben. Der grösste Nachteil des Rapid-Mähers war, dass man beim Mähen zu Fuss gehen musste. Ein Argentinier reitet aber nur auf einem Pferd oder sitzt auf einer Maschine.

ARGENTINIEN



Matheu: das 2½-Zimmerhaus aus Holzkisten, 10 x 7 m,
links der Hühnerstall - Dezember 1929.



Vorbereitungen für die Ausstellung in Rosario.

An der Ausstellung waren Schulthess und ich allein. Wir logierten in einem kleinen Hotel. Ich merkte, dass wir pleite waren, und wollte ausziehen. Am Bahnhof stand aber bei jedem Zug der Hotelportier. Ich habe dann an einem Tag das Billett gekauft und bin am andern Tag eine Minute vor der Abfahrt am Ende des Zuges eingestiegen. Jahre später kam mir immer wieder in den Sinn, wie diese Firma durch Oberflächlichkeit, Unkenntnis und wegen den falschen Personen in den Ruin ging. Schulthess gab mir ein Zeugnis, dass ich Mechaniker sei. Er riet mir, ganz im Norden (subtropisch) eine Stelle in einer Zuckerfabrik zu suchen. Auf seinen Rat habe ich ein Billet bis Estacion Tabacal, etwa 50 km von der bolivianischen Grenze, gelöst.

Bei der Fahrt im Zug sass gegenüber eine junge Frau mit einem Kleinkind. Das Kind fing an zu schreien. Da öffnete die Frau ihr Kleid und gab dem Kind zu trinken. Während einiger Zeit war das Kind ruhig, und fing dann wieder an zu schreien. Dann gab die Frau dem Kind ein Schlücklein Rotwein, und es schlief wieder ein. Beides ist für mich neu gewesen.

Etwa 60 km vor Tucunamm stand der Zug still: Bleuelbruch an der Maschine. In Tucunamm wurde ein Extrazug zusammengestellt. Um 11 Uhr abends ist der Zug, bestehend aus Lokomotive mit Holzfeuerung, Tender, ein Gepäckwagen, zwei Personenwagen und zwei Schlafwagen Richtung Grenze Bolivien abgefahren. Um 6.20 Uhr früh gab es einen Schlag: die linke Seite des Personenwagens wurde zur Hälfte aufgerissen, sämtliche Scheiben zertrümmert. Der Wagen stand ca. 90 Grad in der Luft. Ich befand mich in der Mitte des Wagens und wollte sofort raus. Nach vorne ging es nicht, der Wagen war ganz eingedrückt; hinten schoss Dampf heraus. Da bin ich auf der anderen Seite aus dem Fenster gesprungen.

Nach einer Weile sah ich mich zwischen den Wagen um und entdeckte zwischen Schmutz und Holz der umgekippten Lokomotive eine Hand herausragen. Ich machte einen daherkommenden Kondukteur darauf aufmerksam, doch der sagte nur, er können keinen Toden ansehen. Darauf bin ich in meinen Wagen zurückgegangen. Zwei Deutsche haben seelenruhig ihr Gepäck zusammengesucht. Sie sagten zu mir: "Schweizer, reg Dich nicht auf. Auf dieser Strecke geschieht alle sechs Monate ein Eisenbahnunglück. Wir haben es erwartet, denn die Geschwindigkeit des Zuges war stark übersetzt."

In einer Linkskurve war die Lokomotive umgestürzt und in ein Bord hineingerast. Der Gepäckwagen und unser Wagen ragten schräg über Tender und Lokomotive in die Höhe. Der Lokomotivführer, der mit einer kleinen Verletzung davonkam, berichtete, man habe ihm eine Prämie versprochen, wenn er den Schnellzug an der Grenze noch einholen könnte. Es wurde dann ausgerechnet, dass wir in etwas mehr als sieben Stunden Fahrt eine Stunde und zehn Minuten Zeit aufgeholt hatten. Um die Mittagszeit kam ein Hilfszug. Die zwei Heizer waren tot, erstarrt wie Bretter.

In der Zuckerfabrik wurde ich von einem deutschen Ingenieur als Mechaniker für die Sägerei angestellt. Ich erhielt noch einen Gehilfen zugeteilt.

Eine Zuckerfabrik entstand in der Regel wie folgt: Ein "Senator" (Politiker) kaufte vom Staat ein grosses Stück Land und Wald. Für den Aufbau und den Betrieb war hier deutsches Kapital beteiligt. Bei einer anderen Fabrik war es holländisches Kapital. Das ganze Jahr über wurde von Indianern Wald gerodet. Täglich wurden mit der Feldbahn Stämme angeliefert. In der Sägerei waren vier Sägegatter in Betrieb.

Zur Ernte der Zuckerrohre holte man einige hundert Indianer aus der Umgebung und aus dem Urwald. Sie schnitten mit dem Buschmesser die Zuckerrohre ab und verluden sie auf die Feldbahn. Am Schluss der Ernte mussten die Indianer bis zu zwei Wochen warten, bis sie den Rest ihres Lohnes erhielten. Der Kassier war ein Deutscher. Auf meine Vorhaltung, dass dies doch nicht in Ordnung sei, erklärte er mir: "Vor zwei Jahren dauerte es noch drei Wochen. Wenn er während der Ernte am Samstag Zahltag mache, erhalte er am Montag 80 Prozent des ausbezahlten Geldes von den Geschäften zurück." Alle Läden, Restaurant, Casino, Spital usw. gehören der Fabrik, ausgenommen der Bahnhof. Am Ende der Ernte hatten die Indianer einige Kleidungsstücke und ähnliches eingekauft, hatten aber sicher nicht mehr viel Geld. Nach etwa sieben Wochen wurde ich mangels Berufskenntnissen entlassen.

Als ich im Restaurant auf die Toilette ging, hörte ich ein grosses Geschrei. Durch ein Guckloch sah ich, dass zwei Indianer sich mit dem Buschmesser bekämpften. Ich habe nicht unternommen, und bin ins Restaurant zurückgegangen. Nach etwa einer Viertelstunde kamen die beiden friedlich ins Restaurant. Der eine hatte eine Hand verbunden und blutete.



Argentinien: Fleisch braten im Freien.



1929: Herr Schulthess, Geschäftsführer der Firma Intercambio mit Frau.
Das Kind gehörte einem Mitarbeiter: Herr und Frau Schneebeil.

PATRON COSTAS, BERDETCHÉ & MOSOTEGUY

F. No. 59 A.

DIRECCIÓN TELEGRÁFICA "PACOBEMO"

INGENIO "SAN MARTÍN"
ESTACIÓN TABACAL, F. C. C. N. A.
ORÁN (SALTA)

Estación Tabacal, de 19.....
F. C. C. N. A.

CERTIFICAMOS que Lorenzo Florín ha trabajado
en este Ingenio como mecánico en nuestro Aserradero, desde
el 3 de Abril de 1930 hasta el 20 de Mayo, fecha en
que se retira por su voluntad.-

Ingenio San Martín, 21 de Mayo de 1930.

J. P. Pedro Gual, Berdetché, Mosoteguy

LEDESMA
SUGAR ESTATES AND REFINING
COMPANY, LIMITED

DIRECCION POSTAL:
INGENIO LEDESMA
PROVINCIA JUJUY

DIRECCION TELEGRAFICA
"ZUCAR"
INGENIO LEDESMA

INGENIO LEDESMA, 10 octubre 1930.

C E R T I F I C A M O S

que el señor LORENZO FLORIN ha trabajado en nuestro Establecimiento
desde el 20 de mayo 1930 hasta la fecha, como motorista de tractores
Caterpillar, habiéndose desempeñado a nuestra satisfacción. Se retira
por su voluntad.-----

LEDESMA SUGAR ESTATES AND REFINING CO. LTD.

[Signature]

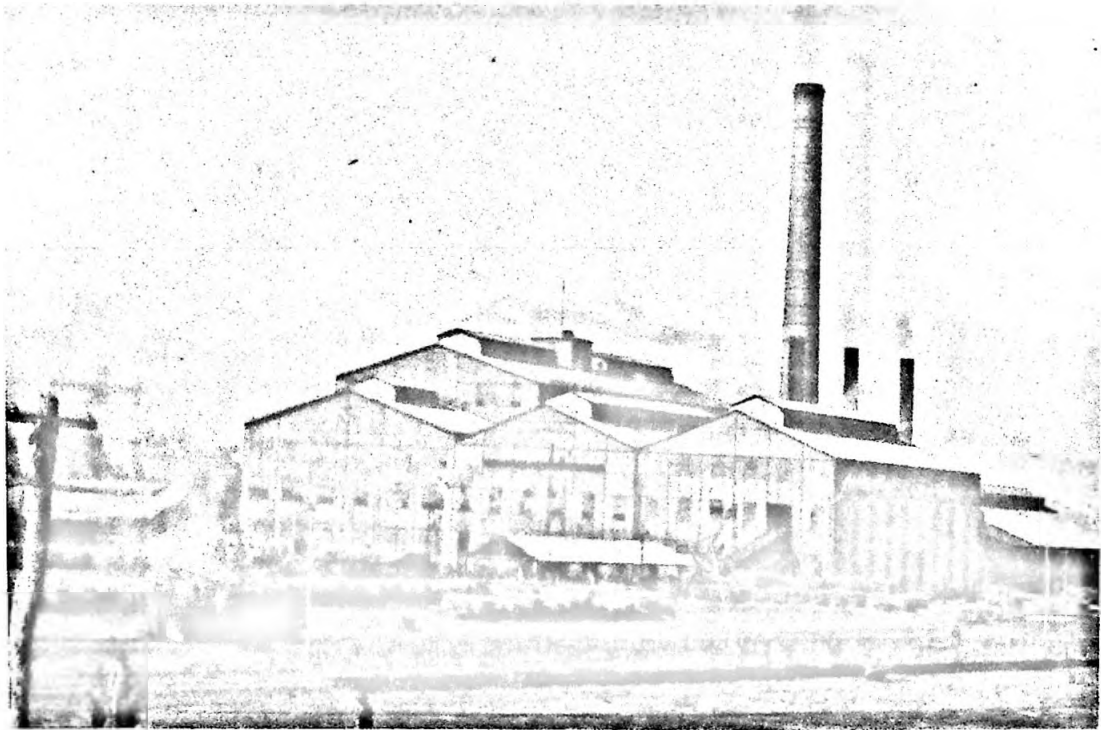
Arbeitszeugnisse aus Argentinien

Mit einem Schweden, der im Spital arbeitete, habe ich einmal Karten gespielt. Gegen neun Uhr abends kam ein Mann ins Restaurant und flüsterte mit ihm. Der Schwede ging mit dem Mann ins Spital, was mich wunderte, denn wenn es einmal dunkel ist, ist man Freiwild, das heisst man ist in Gefahr. Nach etwa einer Viertelstunde ging ich Richtung Spital. Als ich dort ankam kamen die beiden heraus. Der Schwede forderte mich auf, hereinzukommen. Ich lehnte ab und fragte ihn, was er um diese Zeit noch mit einem Fremden zu tun hatte. Er antwortete mir, der Mann gehe morgen fort; er habe ihm noch eine letzte Spritze gegeben, da er geschlechtskrank war. Wir beide gingen dann ins Casino, wo Unterhaltung geboten wurde, und sahen den Mann mit einer käuflichen Frau in einem Zimmer verschwinden.

In der Zuckerfabrik "Ledesma" hat mich ein Holländer als Mechaniker eingestellt. Die Fabrik besass fünf Raupenband-Traktoren "Catterpillar". Vier davon waren auf dem Feld, der fünfte total auseinandergenommen in der Werkstatt. Ich bekam wiederum einen Gehilfen. Zwei Tage später teilte mir der Holländer mit, der oberste Chef habe einen Mechaniker eingestellt, wovon er nichts wusste. Es wäre ihm recht, wenn ich auf dem Feld Traktoren führen würde. Ich stimmte zu, denn das Traktoren reparieren hätte ohnehin nicht lange gedauert.

Wir waren vier Mann. Jeden Montag wurden wir von einem Mechaniker namens "Toro" mit dem Auto aufs Feld geführt. Das Essen mussten wir für die ganze Woche mitnehmen. Manchmal hat uns Toro noch etwas zum Essen gebracht. Kochen und schlafen mussten wir in einem Werkzeugwagen. Wegen des Wassers waren wir immer in der Nähe eines Indianerdörfchens stationiert. Drei Traktoren haben jeweils mit sechs Scharen gepflügt, der vierte hat geeggt.

Zuckerrohr wird wie folgt gepflanzt: Wenn das Feld gepflügt und geeggt ist, zieht man wie für Kartoffeln etwa 40 cm tiefe Furchen. Darin werden die Zuckerrohre verlegt und anschliessend zugedeckt. Nach zwei Jahren kann man die ersten Zuckerrohre schneiden. Nach zehn bis zwölf Jahren wird das Feld wieder umgepflügt. Man sät dann eine Mischung von Gras und wilden Bohnen, die man zwei Jahre wachsen lässt ohne zu ernten. Das Ganze wird wieder untergepflügt; das ist die Düngung.



Die Zuckerfabrik von Ledesma. Juli 1930

Wir haben im Akkord gearbeitet und wurden nach der bearbeiteten Fläche bezahlt. Beim dritten Zahltag stellte ich fest, dass uns eine zu kleine Fläche berechnet wurde. Ich habe bei Toro reklamiert - anschliessend stimmte der Betrag. Am Samstag wurden wir jeweils von Toro abgeholt. Am Abend fand ein Freilicht-Kino statt; man musste nur den Stuhl mitbringen. Für Samstag und Sonntag war für uns im Dorf ein Zimmer mit Bett reserviert. Toro wies mich darauf hin, im Zimmer nebenan sei ein Angestellter, welcher die Arbeitszeit kontrolliert. Dieser sei geschlechtskrank. Eines abends, als ich vom Kino zurückkam rief mich der Mann. Ich ging in sein Zimmer. Er sass auf dem Bett und sagte zu mir: "Lorenzo, ich werde abgeholt ins Spital". Er zeigte mir seine Krankheit: alles geschwollen, vorn vereitert. Nach 17 Tagen kam die Meldung, er sei gestorben - etwa 24 Jahre alt.

Während dieser Zeit habe ich viele Männer kennengelernt, die alle vier Wochen eine Spritze gegen diese Krankheit erhielten. Sie machten nicht einmal ein Geheimnis daraus. Einmal fragte mich ein 36jähriger Argentinier, ob ich noch nie geschlechtskrank gewesen sei. Als ich verneinte, meinte er, ich verstehe nichts von Liebe... An einem Samstag kam Toro zu mir aufs Zimmer und übergab mir einen Revolver. Ich würde ihm einen Dienst erweisen, sagte er, wenn ich am Abend den Revolver ins Casino mitnehmen und an einem genau beschriebenen Ort in der Toilette deponieren würde. Auf meine Frage, warum ich dies tun soll, erklärte er mir, er werde beim Eintritt ins Casino kontrolliert. Ich habe ihm dann den Gefallen getan.

Ein anderes Mal musste ich mit einem Päckchen zu einer Mischlings-Familie. Gleichzeitig gab er mir einen Zettel, den ich geheim der Tochter zustellen musste. Eine Woche später erkundigte ich mich bei Toro, warum ich dies machen musste. Er erklärte mir, er vermittele Frauen für Frauenhäuser. Mit dieser Dame war schon alles vereinbart. Auf dem Zettel stand nur noch der Zeitpunkt: am nächsten Morgen 5 Uhr. Er habe sie abgeholt und auf den Frühzug gebracht. Da jede Ausreise von der Fabrikleitung genehmigt werden musste, stand auf der Station immer ein Polizist, der bei jedem Zug kontrollierte wer wegfuhr. Toro hatte dem Polizeichef versprochen, ihm den Ford zu reparieren, wenn an diesem Morgen kein Polizist am Bahnhof sei.

HEIMREISE

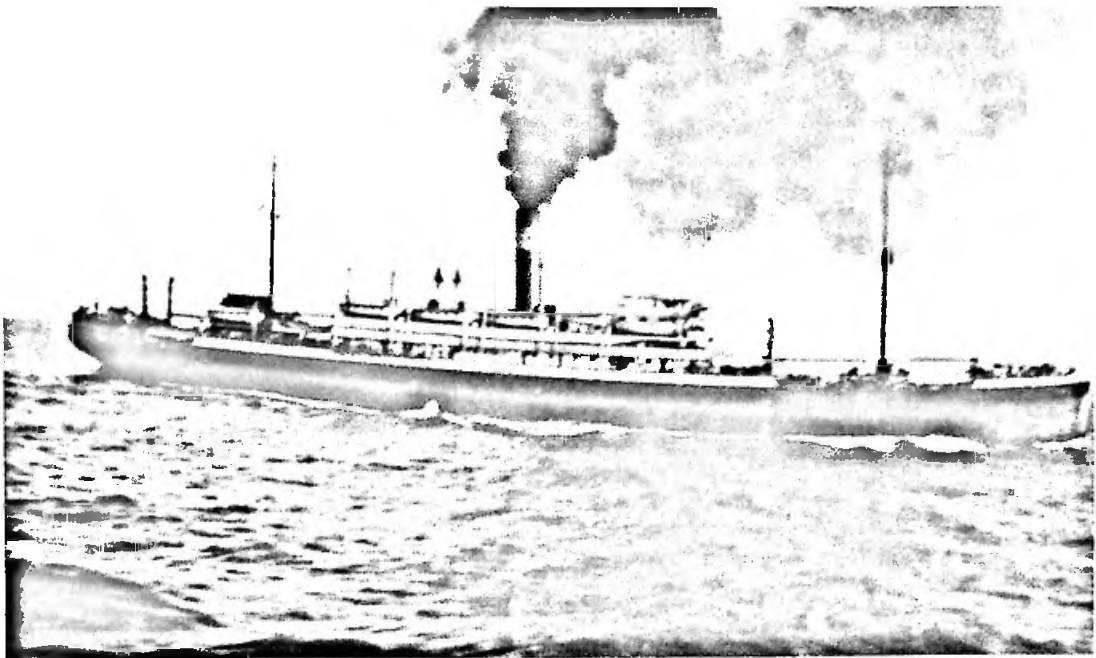
Ich bekam dann die Nachricht, ich soll nach Hause kommen. Der Vater hatte auf meinen Namen Liegenschaften in Rorschach gegen eine kleine Futterwarenmühle in Märwil/TG getauscht. Als Kaufpreis übernahm ich Schulden in Höhe von 33'000 Franken - damals ein recht stattlicher Betrag.

Auf dem Konsulat in Buenos Aires - so wurde mir weiter mitgeteilt, seien 1400 Franken für mich deponiert. Man warnte mich vor dem Konsulat: dort seien Gauner, die nur für sich selbst und nicht für die Schweizer sorgen. Auf keinen Fall soll ich Steuern bezahlen.

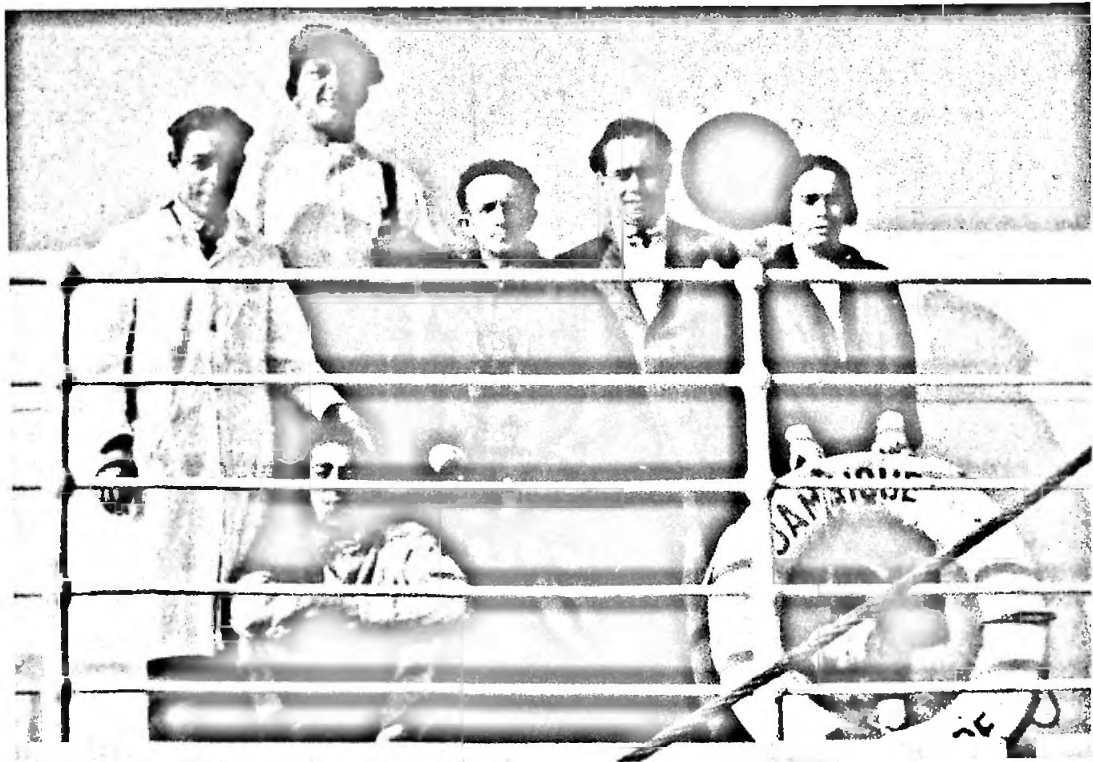
Ich ging hin, um mich abzumelden. Der Sekretär, ein Westschweizer, verlangte den Pass und das Militärbüchlein. Weiter forderte er von mir 70 Pesos (Fr. 160.-) Steuern. Auf meine Beteuerung, ich hätte kein Geld, drohte er mir, den Pass und den Militärurlaub nicht zu verlängern. Ich verlangte die beiden Dokumente zurück - ich könne auch mit abgelaufenem Pass und Diensturlaub in die Schweiz einreisen. Darauf ging er in ein anderes Büro und kam nach einer Weile wieder zurück. Er stempelte den Pass und das Militärbüchlein und übergab mir beides. Er forderte mich auf, in das Büro nebenan zu gehen. Dort sass ein höflicher Beamter; er gab mir die Fr. 1400 ohne jede Bemerkung. Draussen kontrollierte ich den Pass und das Militärbüchlein - die eingestempelten Verlängerungen waren schon drei oder vier Monate abgelaufen...

Man empfahl mir auch, nur ein Emigranten-Billet für die Schifffahrt von Buenos Aires nach Le Havre zu lösen. Auf höhere Klassen wurden zehn Prozent Steuern erhoben. Von Buenos Aires bis Montevideo (Uruguay) ging die Fahrt mit einem Flussdampfer. Am 24.11.1930 habe ich in Montevideo den Frachtdampfer "Jamaïque" bestiegen. Nach dem Ablegen des Schiffes kam der Hotelier auf mich zu und schrie mich an: "glauben Sie, ich werde wegen Ihnen die Emigranten-Klasse öffnen?" Gegen einen bescheidenen Aufpreis habe ich dann eine Dreierkabine bezogen mit nebenanliegender Dusche.

In dieser Klasse waren wir acht Personen, worunter vier Zirkusartisten. Mein Kabinennachbar war ein Schlangenmensch. Beim Vorbeigehen hat er mich einmal hereingerufen. Er lag auf dem Bett und machte Spülungen. Er zeigte mir seine Beine, welcher voller dunklen Flecken waren. Ich bin dann in der Folge immer etwas auf Distanz geblieben.



Ein Dampfschiff der "Chargeurs Réunis", Frankreich.



Vier Zirkusartisten und Travalini, der Ringer. Der Fünfte ist ein Barman.

Am zweiten Tag der Reise stellte ich fest, dass abends in der 2. Klasse Kino aufgeführt wurde. Tags darauf, als der Film bereits lief, bin ich durch eine Nebentüre eingetreten und habe mich an einen Tisch gesetzt. Gegenüber sass ein Herr. Als der Kellner sich nach meinem Wunsch erkundigte, bestellte ich ein Bier. mein Nachbar sagte in schlechtem Französisch "la bière c'est pour les enfants". In der Pause kam der Kellner erneut, und ich bestellte nochmals ein Bier. Mein Nachbar sagte: "Ich bekomme einen Whisky simpel und er einen doppelten". Er stellte sich vor: er sei Schwede und Schriftsteller. Gegen Mitternacht waren wir beide betrunken.

Wir zwei verabredeten uns für den nächsten nachmittag um vier Uhr im Restaurant. Wir spielten täglich Karten und tranken Whisky. Auf dem Schiff nannte man uns "Whisky-Männer". Als wir im Hafen von Santos anlegten, sagte ich dem Barman "ich mache dies nicht mehr mit". Er bat mich, das Spiel bis Dakar mitzumachen, er gäbe mir gleichfarbigen Sirup an Stelle von Whisky. Wir konsumierten täglich über eine halbe Flasche Whisky - bezahlt hat immer der Schwede.

An Bord war ebenfalls ein Italiener namens Travalini. Er war Berufsringer im griechisch-römischen Stil und kehrte von einem Wettkampf in Buenos Aires zurück. Er stammte aus dem Wallis und war ursprünglich Schweizer. Mit ihm bin ich immer an Land gegangen; die Leute bestaunten den Riesen. Er vertraute mir einmal an, dass er alle vier Wochen eine Spritze benötige.

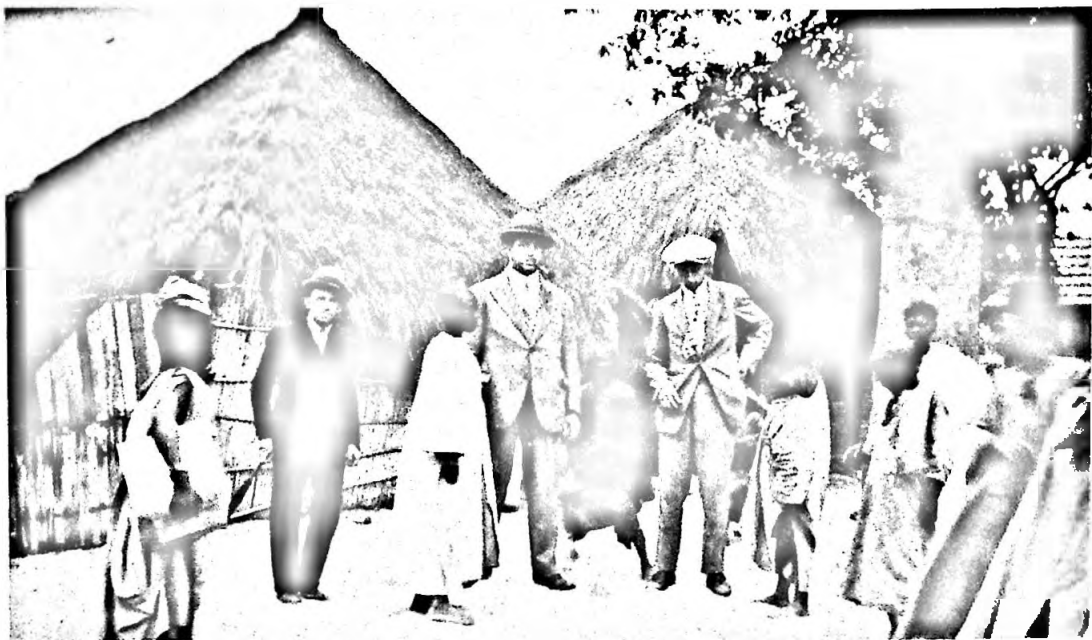
In Dakar ist der Schwede von Bord gegangen. Der Barman händigte mir genau die Hälfte der Differenz zwischen Sirup und Whisky aus.

In Rio de Janeiro sind drei Missionsschwwestern und ein Missionar zugestiegen. Die eine der Schwestern war während der ganzen Dauer der Schifffahrt seekrank. man hat sie in einem Rollwagen auf dem Deck herumgeschoben - arme Person...

Der Missionar, ein netter Mann, versuchte mich zu überreden, mich umtaufen zu lassen. Ich erwiderte ihm, dass es so schon in Ordnung sei. Ein französischer König habe einmal gesagt, dass in seinem Land jeder nach seiner Façon selig werden könne. Nach der Ausfahrt aus dem Hafen von Dakar wurde das Schiff erneut gestoppt. Ein Mann war vom obersten Deck ins Meer gesprungen. Er wurde nie mehr gefunden - an dieser Stelle wimmelte es von Haien.



Vor der Silhouette des Zuckerhuts in Rio de Janeiro.



Die hühnerhafte Gestalt von Travalini in Dakar.

Am 21. Dezember 1930, den 27. Tag einer erlebnisreichen Reise, bin ich in Bordeaux von Bord gegangen, obschon ich ein Billett bis Le Havre gelöst hatte. Vier Tag vor Weihnachten 1930 traf ich in Waldkirch/SG ein, wo meine Eltern eine Landwirtschaft betrieben. Mutter sagte später, ich sei nach diesen zwei Jahren ohne jegliche Rührung nach Hause zurückgekehrt.

Märwil/TG

Die Liegenschaft in Märwil bestand aus einem Einfamilienhaus und einer Scheune, in welcher eine Schlagmühle mit Walzenstuhl usw. zur Vermahlung von Futtergetreide eingerichtet war. Der Betrieb wurde von einem älteren Mann betrieben, der gleichzeitig Reisender und Müller war. Anfangs Januar 1931 bin ich nach Märwil gezogen. Die ersten sechs Monate logierte ich im Ochsen. Die Wirtin, Frau Iseli, sagte später, ich hätte immer alles aufgegessen...

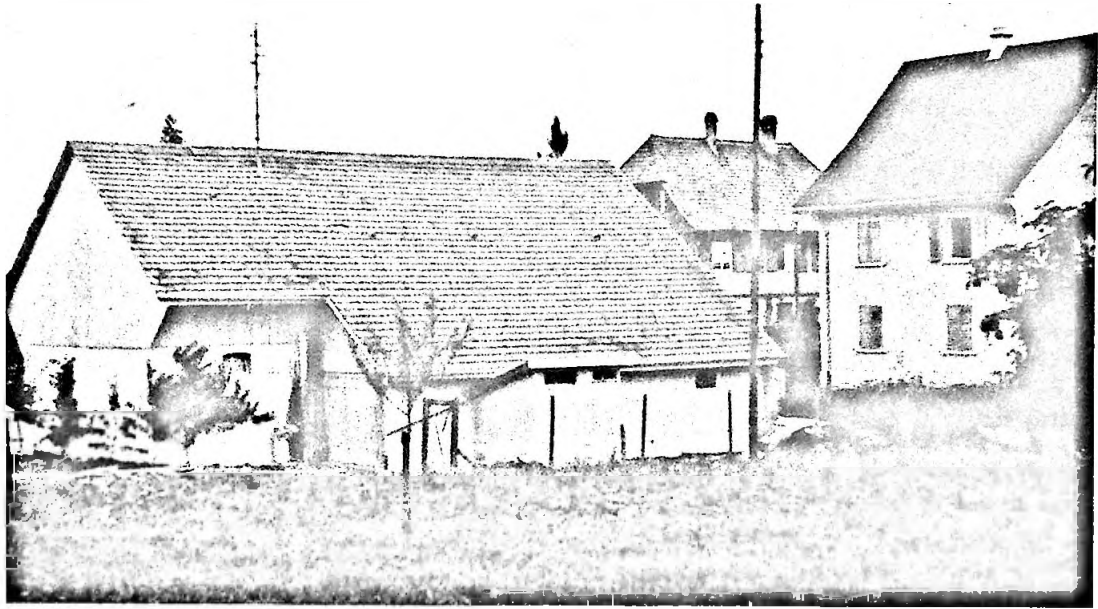
Als erstes musste ich mich in den Getreidearten, Zusatzfutter usw. ausbilden und korrekt schreiben lernen. Wegen der vielen Ortswechsel meiner Eltern war mein Schulsack recht bescheiden. - Mit einem umgebauten Pic-Pic-Auto, auf welches man etwa 400 kg Ware laden konnte, ging ich zu Käsereien, Schweinehaltern usw. auf Reise.

Etwa ein halbes Jahr später hat der Müller seinen Posten abgegeben - er war damals etwa 67 Jahre alt. Fortan bewohnte ich das Haus mit zwei jungen Angestellten. Für den Haushalt stellte ich eine Witwe aus St.Gallen namens Hausknecht ein.

Weil wir keinen Lastwagen hatten, wurden die Futterwaren durch einen Dritten zu den Käufern gebracht. Nach einem Jahre habe ich dann eine Mühle mit Gleisanschluss gebaut. Die Abmessungen: 20 Meter lang, 9 Meter breit, mit Keller, Parterre, erster und zweiter Stock. Im Innern richtete ich einen Holzsilo für ca. 100 Tonnen Getreide ein. Ich erwarb auch einen 3,5-Tonnen-Lastwagen "Opel-Blitz" mit einem Gestell zum Schweine führen. Dabei hatte ich Glück, dass mir Herr Direktor Müller von der Thurgauischen Kantonalbank in Weinfelden vertraute und Kredit gewährte. Eigenes Geld besass ich ja keines.

Während einer Fahrt in Lanterswil/TG kam ein Velofahrer einen steilen Abhang hinunter und fuhr direkt links vorne in den praktisch stehenden Wagen. Die Folgen: einige Quetschungen aber keine Knochenbrüche. Drei Tage später kam der Bericht vom Spital, der Mann, ein etwa 60jähriger Ofenbauer, sei gestorben. Aertzlicher Befund: eine Alkoholleber, die den Schlag nicht mehr ausgehalten hat. Ich wurde freigesprochen. Dies war mein einziger Unfall, bei welchem eine Person zu Schaden kam.

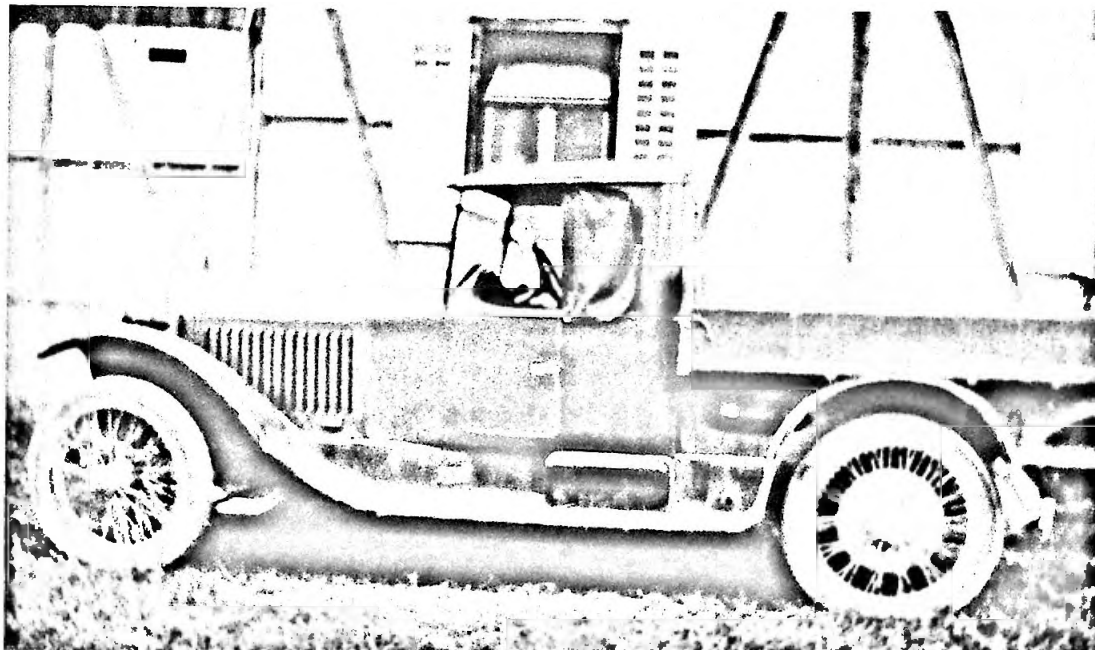
MAERWIL



Die Liegenschaft in Märwil, 1931. Rechts das Einfamilienhaus, links die Scheune mit Schlagmühle.



Die Mühle Märwil, erbaut 1932.



Der umgebaute Pic-Pic, 1931, mein erstes Auto.



Lastwagen Opel-Blitz, 3,5 Tonnen, 1932.

Meine Mutter erzählte mir von einer Freundin in Müllheim/TG, namens M. Stutz und forderte mich auf, sie gelegentlich zu besuchen. Frau Stutz war die Frau des Briefträgers. Bei meinem Besuch sagte sie mir; es wäre nun an der Zeit, dass ich heirate. Auf meine Frage "wo und was?" erzählte sie mir, an der Steckbornstrasse wohne eine Familie Herzog mit zwei netten Töchtern. Vater Herzog hatte über 100 Bienenstöcke sowie 20 Jucharten Wald.

Ich ging hin, läutete, und Frau Herzog kam heraus. Ich bestellte ihr Grüsse von Frau Stutz, und fragte ob ich zwei Kilo Honig kaufen könne. Frau Herzog liess mich eintreten und führte mich in die Stube wo wir uns etwas unterhalten haben. Dann ging sie den Honig holen. Währenddessen trat ein grosses, sympathisches Fräulein in die Stube, und wir begrüßten uns. Frau Herzog kam zurück und brachte mir die 2 Kilo Honig.

Kommentar: Jahre später, als wir über diese Zeit sprachen, sagte mir Berta, sie sei damals überrascht gewesen, dass die sonst vorsichtige Mutter so einen "Schnuri" von einem Mann eintreten liess und ihn dazu noch in die bessere Stube führte. - Kommentar geschlossen.

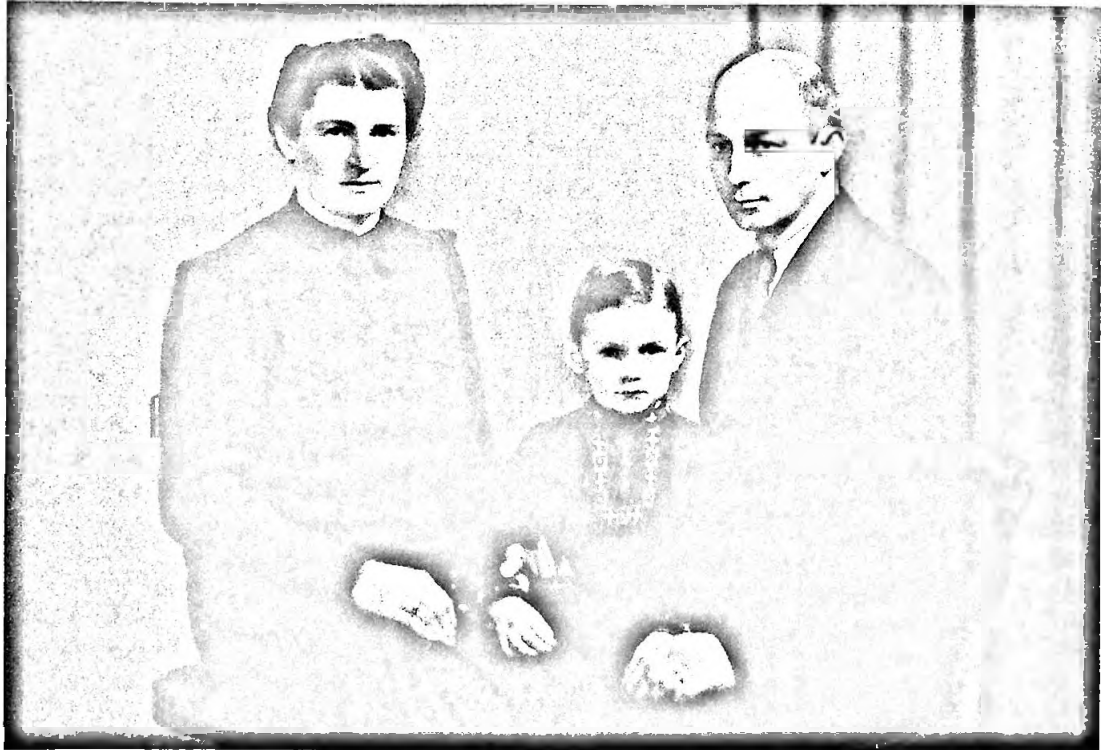
Am 16. September 1933 heiratete ich Berta Herzog von Müllheim/TG. Ich wurde sofort kreditwürdiger. - Die Zeiten waren schlecht: Arbeitslosigkeit, niedrige Viehpreise, Bauernsanierungen, usw. Der Stundenlohn betrug damals 80 Rappen, ein Prokurist verdiente maximal Fr. 220.-- im Monat. Viele Schweinehalter konnten nur mit Mühe die Rechnungen bezahlen. Von einem Schweinehalter habe ich den Betrieb in Miete übernommen. Somit war es mir möglich, anstelle von Geld für meine Futterlieferungen Jungschweine in Verrechnung zu übernehmen. Nach etwa drei Jahren konnte ich den Schweinestall dem Besitzer, der mir die Schweine besorgte, wieder übergeben. Nachlassverträge, Konkurse, Sanierungen waren damals an der Tagesordnung. Bei meiner Kundschaft und an den Käsereibörsen galt ich als guter und billiger Rechtsberater. Anfangs 1935 kaufte ich von der MIAG, Braunschweig, Schneckenpressen zur Gewinnung von Leinöl aus Leinsaat, dazu ein Walzenstuhl, Dampfkessel usw. Die Oeltanks hat mir Schlosser Bissegger von Märwil auf drei Jahre Kredit geliefert.



Am 16. September 1933 wurden wir getraut.



Die Eltern von Berta: Berta und Jakob Herzog-Herzog.



Familienbild mit Sohn Rolf, geboren 1935.

12.

Der Grund für die Leinsaatverarbeitung war, dass ich meiner Kundschaft Leinkuchenmehl verkaufen konnte. Das Leinöl kam im Grunde erst an zweiter Stelle. Anfänglich fand ich für das Leinöl keine Käufer. Man erklärte mir immer: "wir kennen Sie nicht, und wir kaufen nur holländisches Oel oder von der Firma Plüss-Staufer in Oftringen". Daraufhin habe ich mit Plüss-Staufer einen dreijährigen Liefervertrag abgeschlossen. Die Leinsaat kaufte ich hauptsächlich bei der Ostschweizerischen Mühlen AG in Goldach/SG. Einmal war Herr Direktor Martin Müller, eine angesehene Persönlichkeit in Wirtschaft und Politik, bei mir zu Beusch. Er erklärte dann seinen Leuten "Der Florin hat zwar kein Geld, aber er weiss was er will". Daraufhin wurde mir ein grösserer Kredit gegen 90tägigen Wechsel genehmigt. Am 8. Dezember 1935 wurde unser Sohn Rolf geboren. Mutter und Kind waren gesund.

In der Folge habe ich den Vertrag mit Plüss-Staufer gekündigt. Sie versuchten mit verschiedenen Mitteln, mich bei der Stange zu halten: sie boten eine Uebernahme meiner Firma an, und drohten, im Basler Rheinhafen eine eigene, grössere Leinsaatmühle zu bauen. Auf das Uebernahmeangebot bin ich nicht eingetreten - ich wollte selbständig bleiben.

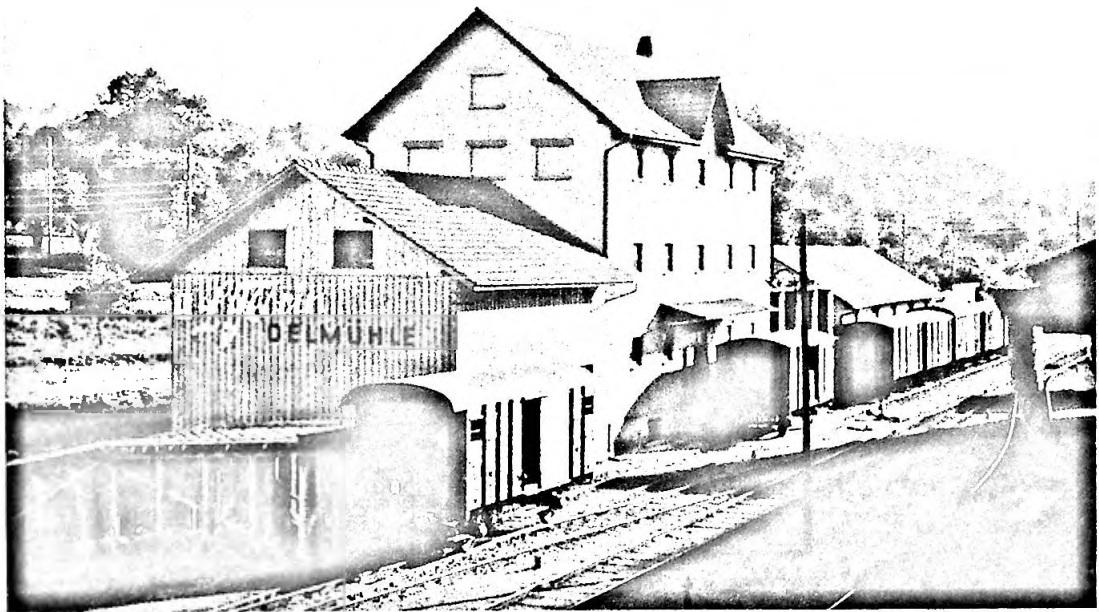
Die Leinsaat kam von den Seehäfen und wurde in Strassburg lose in Güterwagen umgeschlagen. Für die Fracht hatte ich ein Abkommen mit der Mittel-Thurgau-Bahn und deutschen Bahnen. Meine Mühle hatte ich in der Zwischenzeit mit einem kleineren Lagerhaus ergänzt.

KRIEGSWIRTSCHAFT

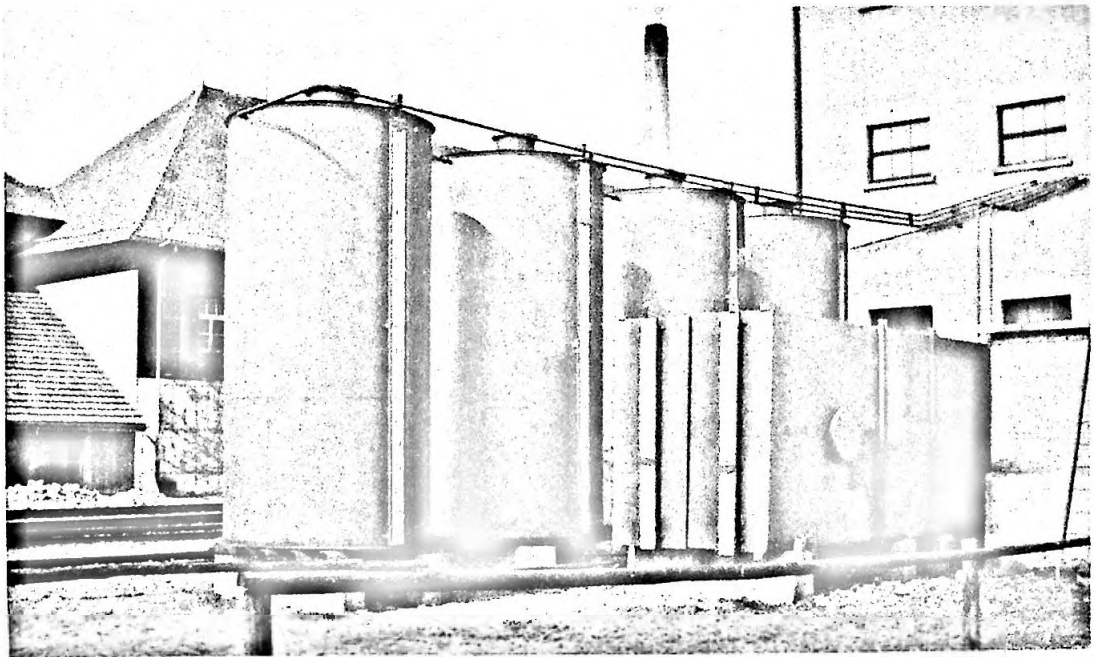
Dann kam der Krieg. - Ich hatte immer genügend Ware. Im Januar/Februar 1940 belief sich der Vorrat auf ca. 150 Tonnen unverkauftes Leinöl. Weil mir die Eidgenössische Preiskontrolle (EPK) den erhöhten Einstandspreis für den Verkauf in der Schweiz nicht bewilligte, stelle ich in Bern ein Gesuch, das Öl nach Italien zu verkaufen. Es wurde eine Sitzung der EPK nach Bern einberufen, wozu ich zwecks Prüfung meines Preisbegehrens alle Unterlagen zu übergeben hatte. Weiter wurde ich von der Direktion der Genossenschaft für Getreide und Futtermittel (GGF) nach Bern eingeladen. Hier ging es darum, den Presslohn der Leinsaat festzulegen. Als ich mit dem Sekretär der GGF die Aussprache beim Direktor verliess, habe ich in allen Tönen geschumpfen. Der Sekretär beschwichtigte mich: "Florin, seien Sie zufrieden; Sie sind der erste, dem je etwas bewilligt wurde." Der Presslohn wurde um 50 Rappen je 100 Kilo erhöht.

Ich verlangte, an der Sitzung in Bern teilnehmen zu können, schliesslich war ich der Besitzer des Öles. Etwa 10 Minuten nach Beginn der Sitzung konnte ich eintreten. Im Saal befanden sich etwa 14 Personen. Der Vorsitzende erklärte, das ist Herr Florin, der Eigentümer der 150 Tonnen Leinöl. Ich hätte verlangt, an der Sitzung teilnehmen zu können. Er wisse zwar nicht weshalb, denn alle Bedingungen seien bereits festgelegt. Ich konnte mich dann zu diesem Handel äussern mit dem Resultat, dass der Preis um Fr. 1.20 per 100 Kilo Leinöl erhöht wurde.

Von Herrn Ernst Hofer, der bei der OMAG in Goldach/SG eine hohe Stellung einnahm und mit welchem ich befreundet war, erhielt ich einen Anruf: er offerierte mir 450 Tonnen ungarische Mohnsaat und 50 Tonnen Sesamsaat. Ich setzte mich sofort mit der EPK in Verbindung. Die Antwort: der Preis sei zu hoch und werde nicht genehmigt. Dasselbe passierte mir noch ein zweites Mal. Beim dritten Mal wurde mir der Import von der EPK bewilligt mit der Begründung, die Ware sei nun zu Speisezwecken zu teuer und müsse zu technischer Verwendung verkauft werden. Ich habe dann die etwa 200 Tonnen Öl zu Fr. 6.24 das Kilo offeriert, vorbehältlich der Genehmigung des Preises durch die EPK. Die Bestellungen kamen prompt, trotz des etwas hohen Preises. Einzelne wünschten gar sofort die Rechnung, obschon ich noch nicht geliefert



Die Mühle 1946 mit Leinöltanks.



hatte. Der Grund: sie konnten ebenfalls sofort ihre Preise erhöhen. Die Eidgenössische Preiskontrolle bewilligte vorerst nur Fr. 5.- per Kg.

Als ich einmal vom Militärdienst nach Hause kam sagte mir Berta: gestern hat ein Herr Hufschmid von der EPK angerufen und gesagt "Ihr Mann wird bestraft und eingesperrt wegen Uebertreten der Vorschriften". Ich habe Berta beruhigt mit der Versicherung, kein Kapitalverbrechen begangen zu haben. Herr Hufschmid sagte ich am Telefon deutlich meine Meinung: es sei gemein, meiner Frau Angst einzujagen, zudem würde ich die Streitsache Herrn Dr. Duft, Rechtsanwalt in St. Gallen übergeben. Daraufhin stimmte Hufschmid einer Erhöhung des Preises auf Fr. 5.50 das Kilo zu, was etwa 100'000 Franken ausmachte. - Dr. Duft war der bekannteste Verteidiger von Händlern, die sich etwas am Rande der Legalität der Kriegswirtschaft bewegten. Die Kunden bezahlten mir weiter unter Vorbehalt Fr. 6.24 per Kg.

Nach langem Streit, bei welchem mich Dr. Duft vertrat, wurde ich nach Bern zu einer oberen Instanz eingeladen. Man genehmigte mir nach 18 Monaten den gewünschten Preis bis auf eine Kleinigkeit. Der Herr sagte mir, die Sache sei erledigt, und ich solle mich nur bei ihm melden, wenn ich in Zukunft in Schwierigkeiten mit der Kriegswirtschaft habe. Etwa zwei Wochen später, an einem Montag morgen, standen zwei Beamte bei mir im Büro und erklärten, sie müssten die Angelegenheit nochmals überprüfen. Am Mittwoch gegen 10 Uhr kam der Chef zu mir und meinte, so eine Unordnung, fehlende Belege, schlechte Buchhaltung usw. habe er noch nie in einem Geschäft angetroffen. Er müsse nach Bern telefonieren, denn er benötige mindestens zwei Wochen Arbeit um zu einem Abschluss zu kommen. Ich entschuldigte mich beim Beamten mit dem Hinweis, dass ich alle Belege an fünf verschiedene Instanzen senden musste, und dass noch keines retourniert worden war, und überdies sei die Ruf-Buchhaltung für mich vollauf genügend. Später bin ich der Sache auf die Spur gekommen: Herr Hufschmid von der EPK war ein früherer Angestellter von Plüss-Staufer, der für die Kriegswirtschaft delegiert wurde. Deshalb alle diese Schikanen. Ich hatte in der Folge noch weitere kleinere Differenzen mit der Kriegswirtschaft, was mir 50 Franken Bussen eintrug.

Neben dem Handel mit Futterwaren und dem Pressen von Leinsaat habe ich den Landwirten den geernteten Mohn und Raps im Lohn zu Öl verarbeitet.

1942 verstarb meine Mutter im Alter von 62 Jahren, ein Jahr später der Vater mit 65 Jahren. Beide sind in St. Gallen bestattet.

Mitte 1945 kam Herr Brühlmann, kaufmännischer Leiter der Mosterei Märwil zu mir und eröffnete mir, die Mosterei müsse wegen des hohen Gewinns für 1944 um die 400'000 Franken Kriegswirtschafts-Steuern bezahlen. Für 1945 müsse er erheblich mehr abschreiben können. Sein Angebot: ich solle der Mosterei meinen Betrieb verkaufen. Wir einigten uns bald auf einen sehr guten Preis. Dieser beinhaltete den Wert von Immobilien, Mobilien, Gewinnausfall, rückwirkende Miete, Goodwill sowie Kosten für das Zügeln. Die Mosterei hat im ersten Jahr 40 Prozent des Kaufpreises abschreiben können.

Der Notar, welcher die grundbuchamtliche Verschreibung vornahm war der Meinung, diese Art eines Verkaufs sei eine Steuerhinterziehung. Bei mir wurde der Vorbehalt einer Steuer angebracht. Nach drei Jahren Rechtsunsicherheit kam der Handel vor den Kantonsrat - ich wurde zur Nachzahlung von etwa 30'000 Franken verurteilt. Wäre ich im Kanton Thurgau geblieben, hätte ich diesen Betrag sparen können.

Am 16. Juni 1946 wurde unsere Tochter Ursula geboren. Mutter und Kind waren gesund.

MUTTENZ

Ich hatte nun ein Vermögen von etwas über 300'000 Franken, zu welchem ich mit viel Glück gekommen war. Das war für die damalige Zeit sehr viel Geld. Im Alter von 40 Jahren fasste ich den schwerwiegendsten Entscheid meines Lebens: zu versuchen, nochmals ein Geschäft aufzubauen. Wäre es schief gegangen, hätten mir Berta und unsere zwei Kinder zu Recht Vorwürfe machen können. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich entschieden, in einer verkehrstechnisch und absatzmässig besseren Gegend eine Oelmühle zu bauen.

In Frage kam eigentlich nur Basel und die nähere Umgebung. Ich prüfte Standorte im Basler Rheinhafen, im Auhafen, in Birsfelden, im Leimental und bis Sissach. In den Rheinhäfen war Land nur im Bau-recht erhältlich. Dies störte mich, denn ich wollte selbständig sein. An der Hofackerstrasse in Muttenz konnte ich 8000 Quadratmeter Boden zu 15 Franken pro Quadratmeter kaufen. Gleichzeitig erwarb ich 2000 m² Land am Hofweg für ein Einfamilienhaus. Einige Jahre später bot sich die Gelegenheit, durch Empfehlung von Herrn Hofer von der OMAG, Goldach/SG, unmittelbar neben meinem Areal an der Hofackerstrasse weitere 4000 Quadratmeter zu kaufen, allerdings zu weit höherem Preis von Fr. 65.- pro Quadratmeter.

Ich beauftragte die Basellandschaftliche Kantonalbank Muttenz den Kaufpreis von Fr. 15.- per Quadratmeter an den Verkäufer Arnold Vogt (bekannte Schwingerfamilie) zu bezahlen. Der Verwalter, Herr Rebmann, schimpfte mit mir und sagte, die Auswärtigen treiben die Bodenpreise in die Höhe. Der Kaufpreis sei um drei bis vier Franken pro Quadratmeter zu hoch. Und heute?...

Als erstes erstellte ich das Bürogebäude mit Wohnung und Mühle, sowie das Wohnhaus.

Reise in die USA

Unmittelbar nach dem Krieg waren in Europa keine Pressen erhältlich. Hingegen wurde mir eine solche von der "Oil French Mill, Ohio" in Amerika zum Preis von rund Fr. 130'000.-- offeriert. Obwohl ich einen fertigen Kaufvertrag erhielt, war mir bei der Sache nicht ganz wohl, sei es wegen des Preises oder wegen der Technik. Auf An-raten von Marius Hess, Basel, und eines weiteren Israeli aus Stras-bourg entschloss ich mich, in die USA zu reisen. Für 250 Dollar erhielt man ein Schiffsbillet von Antwerpen nach den USA.

Als ich anfangs Februar 1946 in Basel den Zug bestieg, kam in mein Abteil ein junger Schweizer, der ebenfalls nach Amerika wollte. Er war aus der Schuhbranche und sprach Englisch. In Antwerpen hatten wir uns in einem Büro zu melden, wo man uns mitteilte, abwarten zu müssen, bis uns der Kapitän eines amerikanischen Liberty-Schiffs mitnehmen würde. Wir wurden in der Folge zweimal aufgeboten, jedesmal vergeblich.

In der Zwischenzeit stiess noch ein weiterer Schweizer, ein Ingenieur, zu uns. Ich schlug den beiden anderen vor, nicht zuerst, sondern zuletzt zu gehen und zu "Schmieren". Beim nächsten Versuch hat es dann geklappt. Beim Auslaufen aus dem Hafen stellte ich fest, dass Dutzende Israelis am Hafen warteten um nach Amerika einschiffen zu können. Das Liberty-Schiff hatte eine militärische Besatzung und wurde alkoholfrei geführt.

Wir waren 21 Passagiere, vorwiegend Israelis. Das Schiff war unbeladen und schaukelte stark. Während fünf Tagen war ich seekrank. Geschirrabwaschen, Betten machen usw. mussten wir selbst. Nach 18 Tagen sind wir in Atlanta gelandet. Das Schiffsbillett lautete lediglich nach Amerika, und nicht nach einem bestimmten Hafen.

Nach der Ankunft durften alle aussteigen, ausser dem Ingenieur und mir. Die Begründung: unsere Visa seien nicht in Ordnung. Der andere Schweizer ging von Bord und kehrte gegen Mitternacht etwas betrunken zurück. Er wollte sich vergewissern, dass auch ich aussteigen dürfe. In der Nacht kam mir in den Sinn, dass mein Visum im Pass eingestempelt war, während mein Reisegefährte ein solches in Form eines Schriftstückes hatte. Bei der Einwanderungsbehörde klärte sich der Sachverhalt auf: das eine Visum war 1945 ausgestellt worden, meines 1946 - die Beamten wussten noch nichts von dieser Aenderung. Der Kapitän teilte uns daraufhin mit, wir können an Land gehen. Vorsorglicherweise hatte ich auf Empfehlung fünf Stahluhren aus der Schweiz mitgenommen.

Die Bahnfahrt von Atlanta nach New York dauerte 19 Stunden. Hier meldete ich mich auf einem Büro, das mir angegeben worden war, und wurde in einem Hotel einquartiert. Am nächsten Tag ging ich mit einem Ingenieur zur Agentur der Oil French Mill. Im Gespräch stellten wir fest, dass diese Firma bisher noch nie eine Schneckenpresse hergestellt hatte. Diese Produktion war lediglich geplant. Die Antwort auf die Vorhaltungen meines Begleiters über derartiges Geschäftsgebahren lautete: "wir haben den Schweizer ja nicht kommen lassen, er soll ihnen am..."

Wir haben uns daraufhin nach einer anderen Lieferfirma umgesehen. Wir erfuhren, dass eine Maschinenfabrik ausgerechnet in Atlanta Schneckenpressen herstelle. Wir lösten zwei Billete im Schlafwagen - Zugabe: eine Stahlurh.

In Atlanta wurden wir vom Fabrikhaber abgeholt. Nach einer Fahrt von etwa 30 Kilometer kamen wir zu einer stillstehenden Fabrik. Ich wurde misstrauisch. Ich habe mich umgeschaut und Reste wie Schnecken, Seierstäbe usw. entdeckt. Der Besitzer teilte uns seine Absicht mit, wieder wie früher Schneckenpressen herzustellen. Ich erkundigte mich nach den Plänen. Ich stellte bald fest, dass es sich um die Schneckenpresse A.Y. der MIAG in Braunschweig handelte, welche ich 1935 gekauft hatte. Der Fabrikbesitzer glaubte mir anfänglich nicht. Ich bat darauf den Ingenieur, die Pläne zur Hand zu nehmen, und ich würde ihm - zwar in Millimeter - die verschiedenen Masse angeben. Der Ingenieur rechnete die Masse in Zoll um und gab die Pläne dem Industriellen zurück.

Nach kaum mehr als einer Minute sprang dieser auf, lief im Büro herum und fluchte. Er erklärte uns dann den Sachverhalt: Bei Kriegseintritt der USA wurde er aufgefordert, die Produktion umzustellen und Bestandteile für den Bau von Liberty-Schiffen zu produzieren. Er habe dem Gesuch entsprochen und alles, ob halb fertig oder nicht, aus der Fabrik geschmissen. Nach Kriegsende benötigte man keine Bestandteile mehr. Es wurde ihm freigestellt, die 450 Arbeiter zu entlassen oder in Washington Pläne für alle Arten von Maschinen zu beziehen. Dort fand er grosse Säle angefüllt mit Plänen, welche von den Amerikanern in Deutschland beschlagnahmt worden waren. Er verlangte Unterlagen für Schneckenpressen, worauf man ihm die MIAG-Pläne aushändigte mit dem Hinweis, dies sei das Neueste.

Ich riet ihm, Pläne von der Firma Krupp zu holen, welche modernere Pressen hergestellt hatte.

Wieder in New York ging das Suchen weiter. Es meldete sich die Vertretung der Firma Anderson. Diese hatte tatsächlich detaillierte Unterlagen einer Presse mit vertikaler und horizontaler Schnecke. Wir hatten Gelegenheit, bei New York eine Oelmühle zu besichtigen, die neu in Betrieb war. Hier waren sechs Pressen in Betrieb. Der Betriebsleiter sprach Spanisch, so dass ich mich über alle Einzelheiten informieren konnte. Er zeigte mir eine gleiche Anlage, durch eine Wand abgetrennt. Die Idee war, eine Anlage drei Monate laufen zu lassen und dann die andere in Betrieb zu nehmen. Auf diese Art entstand bei hohen Lohnkosten kein Betriebsunterbruch.

Die Presse kostete rund Fr. 120'000.-, dazu Ersatzstücke in Höhe von 20 Prozent des Kaufpreises. Was dies im Einzelnen sei, konnte mir niemand sagen. Lieferfrist ca. 7 Monate. Anzahlung: ein Drittel des Kaufpreises an den Vertreter. Ich machte den Verkäufer darauf aufmerksam, dass ich gemäss schweizerischen Bestimmungen nur an die Firma Anderson bezahlen könne. Da hat er das Verkaufsbuch zugeschlagen und gesagt, die Schweizer Behörden können ihn mal...

Mein Begleiter bot dem Verkäufer an, die Anzahlung über seine Firma zu leisten. Mir garantierte er, dass das Geschäft ordnungsgemäss abgewickelt werde, wenn ich ihm die Anzahlung leiste. Nach etwa acht Monaten ist die Presse vertragskonform geliefert worden.

Nach Möglichkeit wollte ich nicht mit einem Liberty-Schiff nach Europa zurückfahren. Zwar fuhren inzwischen Passagierschiffe von New York oder Chicago aus über den Atlantik, doch waren alle Kurse längst ausgebucht.

Während eines Abendessens wurde mir der Direktor einer Knopfabrik vorgestellt. Er hörte von meinem Anliegen. Tags darauf sprach er mich auf die Stahluhren an. Er versprach mir, gegen zwei dieser Uhren ein Flugbillet nach Paris zu besorgen. Den Flugpreis von Fr. 1800.-- müsse ich selbstverständlich bezahlen. Er forderte mich auf, mich alle drei Stunden im Hotel zur Verfügung zu halten. Nach einiger Zeit wurde ich im Hotel abgeholt und zum Flughafen gefahren. Nach zwei Stunden kehrten wir unverrichteter Dinge wieder ins Hotel zurück. Auf meine Frage, was hier vorgeht, erklärte mir der Knopf-Fabrikant: Seit etwa zwei Wochen fliegt die TWA von Washington über New York nach Paris. Auf jedem Flug habe die Regierung sechs Plätze reserviert. Sein Enkel arbeite bei der TWA auf dem Büro. Sobald einmal ein Platz von der Regierung nicht besetzt sei, könne ich mitfliegen. Etwa zwei Tage später hat es dann geklappt.

Durch den Knopf-Fabrikanten kam ich auf dunkeln Wegen in den Besitz von 48 Paar Nylonstrümpfen zu 3,5 Dollar (ca. Fr. 15.--). Für meine Berta hatte ich inzwischen eine Brosche gekauft.

Ein Detail: Während ich auf den Abflug wartete, kam ein Beamter auf mich zu, zückte einen Ausweis und sprach mich an. Ich gab ihn zu verstehen, dass ich Schweizer sei und nicht englisch spreche. Darauf kehrte er mit einem Schweizer zurück. Dieser erklärte mir, der

Beamte sei von der Finanzpolizei und verlange meinen Steuerausweis. Ich erzählte ihm den Grund meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und legte ihm den Kaufvertrag für die Presse vor. Er liess mich dann gehen, wies mich jedoch darauf hin, dass er die letzte Instanz vor der Ausreise aus Amerika sei. Ich hätte mir bei der Schweizer Gesandtschaft eine Steuererklärung besorgen sollen.

Beim viermotorigen Flugzeug handelte es sich um einen umgebauten Bomber. Nach einer Zwischenlandung musste der Pilot umkehren - bei einem Motor lief Öl aus. Man informierte uns dann, nach dem Auftanken sei vergessen worden, den einfülldeckel zu schliessen.

Kurz vor der Landung in Paris sprach mich ein mir unbekannter Herr auf Italienisch an. Er wisse von der Stewardess, dass ich Schweizer sei. und er möchte sich in Paris mir gerne anschliessen. Er sei gebürtiger Italiener mit amerikansichem Pass und reise zu seinen Eltern nach Florenz. Ich hatte nichts gegen seine Begleitung einzuwenden, unter der Voraussetzung, dass ich dadurch in Paris nicht aufgehalten würde.

Am Zollamt stellte ich fest, dass ich mein Portemonnaie mit den Kofferschlüsseln verloren hatte. Der Douanier liess mich durch, da ich ja im Transit nach der Schweiz weiterreiste. Die Koffer depotierten wir im Stadtzentrum bei der Fluggesellschaft. Wir erfuhren, dass abends um 9 Uhr ein Zug nach Basel fährt. Mit dem Tram fuhren wir an die Gare du Nord, wo ich am Schalter zwei Billete nach Basel verlangte. Der Beamte verwies uns an die Gare de l'Est, machte uns aber darauf aufmerksam, dass der Zug seines Wissens besetzt sei. Wir begaben uns zur Gare de l'Est. Vor dem Schalter bat ich den Italiener, etwas Abstand zu halten um Distanz zu den nachfolgenden Leuten zu erhalten. Ich nahm einen Zehndollarschein in die Hand und sagte dem Beamten, ich müsse zwei Billette nach Basel für den Abendzug haben. Der Beamte hat mir den Schein fast aus der Hand gerissen - wir erhielten die zwei Billette. Leider hatten wir kein französisches Geld. Der Schalterbeamte sagte mir, ich solle das Geld wechseln und wiederkommen.

Ein Taxi bekam man damals nur mit Bewilligung der Polizei. Wir gingen auf einen Posten und schilderten die Notlage eines Schweizers und eines Amerikaners. Das Taxi wurde uns bewilligt; wir holten unser

Gepäck in der Stadt und fuhren zum Bahnhof zurück, bezahlten die Billette und gaben uns auf den Bahnsteig. Ein Bahnbeamter erkundigte sich nach unserem Reiseziel. Ich sagte ihm "Basel". Ob wir Billette hätten? Wir wiesen diese vor - es fehlte die Platzreservationen. Ich machte dem Beamten plausibel, dass wir als Ausländer von Platzreservationen nichts wissen, versprach ihm aber 300 francs. Er führte mich in einen um diese Zeit noch leeren Wagen und bot uns zwei Fensterplätze an. Ich stimmte zu, worauf er zwei Reservationszettel wegriss. Der Beamte machte mich darauf aufmerksam, dass nicht er, sondern ein Kollege mit dem Zug fahren würde - ich versprach auch diesem Beamten 300 francs. Wert dieser 600 francs: etwa 24 Schweizer Franken.

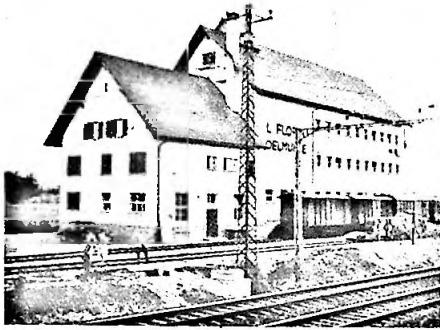
Ich hatte Hunger und versuchte im Bahnhof etwas Essbares zu kaufen, erhielt aber nur zwei dunkle Fleischbrötchen. Das eine gab ich meinem Begleiter. Der schaute mich etwas komisch an und fragte "bekomme ich in der Schweiz richtig zu essen?" Ich antwortete "wie in New York". Da begann er auf Italienisch zu fluchen, riss das Fenster herunter und warf das Brötchen hinaus - von diesen Franzosen wolle er nichts. Der Grund für seine Verärgerung: er musste ein Visum von England, Frankreich, der Schweiz und Italien haben. Alle wurden in zwei Sprachen ausgestellt, nur das französische nicht. Als er den Beamten auf der Gesandtschaft darauf aufmerksam machte, erwiderte dieser "wegen so einem Dreckdschingg verfassen sie das Visum nicht zweisprachig". Er hatte einen amerikanischen Pass und war Lehrer an einer Bäckereischule.

Nach 18stündiger Reise kamen wir in Basel an. Wir vereinbarten, zuletzt durch den Zoll zu gehen, und auf Fragen soll der Amerikaner nur Englisch sprechen. Damals gab es noch Rationierungsmarken. Ich sagte dem Zollbeamten, der Amerikaner müsse solche haben. Nach einiger Diskussion erhielt er einige Marken. Ich hatte Hunger und passierte die Passkontrolle. Die beiden Kofferchen liess ich bei der Gepäckkontrolle stehen. Im Bahnhofbuffet haben wir dann gut gespiesen. Angesichts unseres Appetits mussten wir vier statt zwei Märkli geben. Der Amerikaner betonte immer wieder, welch ein Glück es für ihn war, mich getroffen zu haben. Allein wäre er nie aus Paris rausgekommen.

Nach dem Essen kehrte ich zum Zoll zurück um mein Gepäck zu holen. Dort erwarteten mich zwei Beamte: was ich mir eigentlich erlaube, einfach zwei Koffer hinzustellen und wegzulaufen. Ich erzählte ihnen von den Reiseschwierigkeiten und teilte ihnen mit, dass ich das Portemonnaie

MUTTENZ

1947: die Oelmühle an der Hofackerstrasse
allein auf weiter Flur.



Berta mit Tochter Ursula. Anfangs Januar 1947 bezogen
wir das Haus am Hofweg.

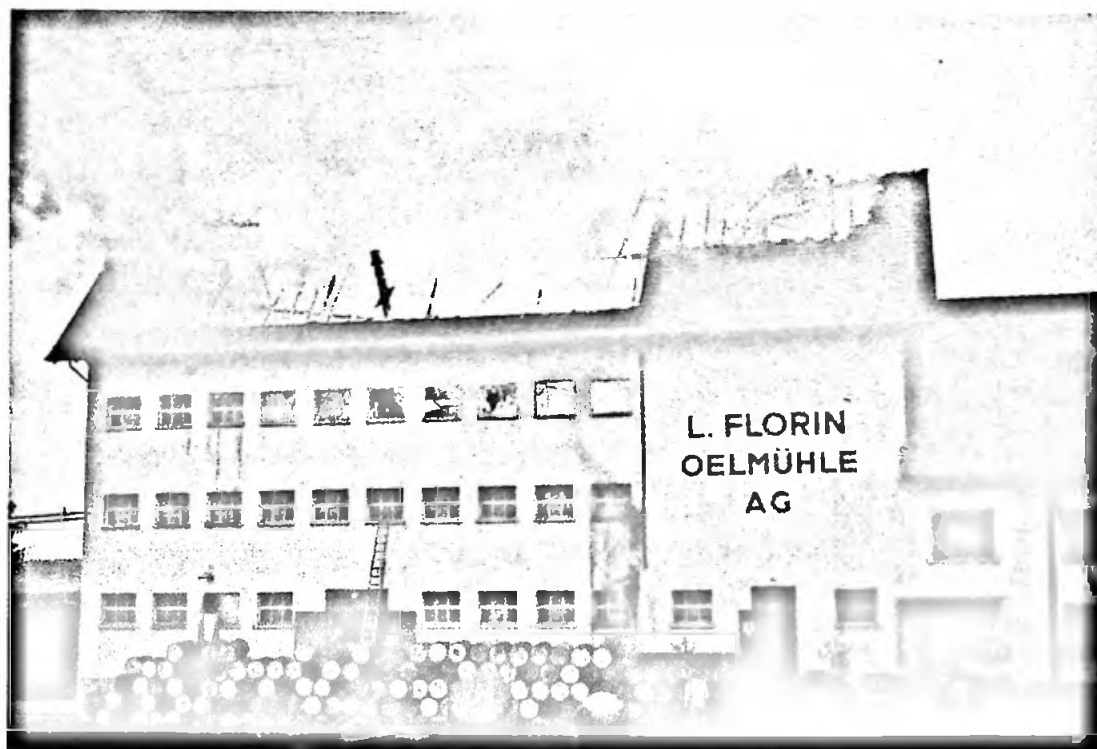
mit den Kofferschlüsseln verloren habe. Die Frage, ob ich etwas zu verzollen habe, verneinte ich. Ich erkundigte mich, ob sie beim Zoll nicht Kofferschlüssel hätten. Sie brachten einen ganzen Bund. Der eine Koffer konnte geöffnet werden, beim anderen wurde das Schloss mit einer Zange aufgerissen. Dann fanden die Zöllner die 48 Paar Nylonstrümpfe. Sie erkundigten sich, wie ich zu dieser Menge gekommen sei, bisher hätten sie maximal vier Paare auf einmal gesehen. Ich musste nichts verzollen... Das war das Ende dieser etwa siebenwöchigen Reise.

Anfangs Januar 1947 sind wir nach Muttenz gezügelt, obschon das Haus noch nicht fertig war.

Mitte April kam die Mühle in Betrieb. Im Keller hatte ich eine Quazrmühle installiert. Damit wurde Quarzsand zu Quazrmehl verarbeitet. Das Quazrmehl wurde in der Seifenindustrie verwendet. Nach 2 Jahren gab es im Keller eine Explosion. Die war so stark, dass ein Stück Beton durch das Kellerfenster bis zum Bahngleise der SBB flog und an den Drähten am Boden ein kleinerer Schaden entstand. Die Ursache blieb unbekannt. Die Quazrmühle wurde dann abmontiert.

Im November 1950 fielen die beiden oberen Stockwerke einem Brand zum Opfer; die Brandursache blieb unbekannt... In der Folge liess ich das Gebäude um ein Stockwerk höher wieder aufbauen; es wurden neue Pressen, Walzenstühle usw. installiert. Die Maschinen kamen von der Firma E. Müller, Esslingen/BRD. Für die Herstellung von Leinölfirnis, Standöl usw. entstand ein kleineres Gebäude mit den nötigen technischen Einrichtungen.

Weil in der Seifen- und Farbenindustrie immer mehr Kunststoffprodukte zur Anwendung kamen, ging der Leinölbedarf mehr und mehr zurück. Dies zwang mich, nach und nach auf die Herstellung von Speiseöl umzustellen. Durch den Einbau eines Dämpfers im kleinen Gebäude entstand eine kleinere Raffinerie mit anfänglichen Chargen von 5 Tonnen Öl. In der ersten Zeit fand ich keine Kunden für mein Speiseöl. Ein Agent und Importeur hat es während des ersten Jahres verkauft. Allmählich habe ich dann doch direkt verkaufen können. Die Ansprüche an die Qualität waren damals bescheidener als heute. 1953 wurde die Herstellung von Leinöl ganz eingestellt. Der Weiterausbau ging in den folgenden Jahren kontinuierlich weiter.



Der Brand der Oelmühle im November 1950.

Bei der Herstellung von Speiseölen ist mir das Glück treu geblieben. Die Statistik von 1967 zeigte, dass sich der Konsum innert zehn Jahren verdoppelt hatte. Der Standort Muttenz hat sich kostengemäss bezüglich Frachten, Tankanlagen im Areal und im Auhafen, Silo im Kleinhüninger-Hafen sowie der wichtigsten Abnehmer des Oeles im Umkreis von 10 Kilometern als vorteilhaft erwiesen. Dasselbe trifft auch für die Oelkuchenmehle zu.

Die weitere Entwicklung der Firma hat der Sohn Rolf mitgestaltet.

VEREINE, POLITIK, OEFFENTLICHKEIT

In Märwil war ich während drei Jahren Präsident der Männerriege und Mitglied der Elektra-Kommission.

In MuttENZ:

6 Jahre Obmann der Männerriege

8 Jahre Mitglied der Gemeindekommission

4 Mal abgeordnet in eine Baukommission

Mitglied der Vereinigung der Parteilosen

3 Jahre Obmann der Betriebskommission Mittenza

MILITAERISCHE LAUFBAHN

Sanitarische Untersuchung am 5. Oktober 1926 in Bern - diensttauglich. Der Divisionsarzt sagte mir, ich hätte eine ausserordentlich weisse Haut. Eine Begründung hiefür hatten wir keine. Während vielen Jahren sagte man mir, ich sei so bleich, ob ich krank sei? Glücklicherweise bin ich immer gesund gewesen. Ich hatte die Wahl, den Zürchern oder den Bündnern zugeteilt zu werden. Meine beiden Brüder Hans und August waren bei den Zürchern und haben sich immer beklagt über Marschieren und Blasen an den Füßen. So entschloss ich mich, den Bündnern zugeteilt zu werden.

Ich wurde dann der Geb Schützen Kp I/92 Graubünden zugeteilt. Ich war zuvor nie im Gebirge und habe nie geschossen. Am 30. März 1927 musste ich in die I.R.S II/6 in Chur einrücken. Nach etwa zehn Tagen wurden ca. 30 Prozent zur Ausbildung an den neuen Leichten Maschinengewehren (LMG) ausgezogen. Es war die zweite Rekrutenschule mit den neuen LMG. Wir erhielten Karabiner statt der Langgewehre.

Der Dienst war streng; es wurde geflucht und Schlötterlinge ausgeteilt. Durch meine Arbeit als Käser und dem einjährigen Aufenthalt in Italien bin ich stark und unempfindlich gewesen. Am Ende der RS wurde mir einfach mitgeteilt, ich sei ausgezogen um Korporal zu werden.

Am 17. Februar 1928 wurde ich dann in die UOS I/6 in St.Gallen aufgeboden - am 20. März 1928 war sie beendet.

Am folgenden Tag wurde in der Kaserne Herisau die Rekrutenschule 6, III. Kp. aufgeboden. Ich erhielt neun Rekruten zugeteilt. Drei kamen von höheren Schulen, einer wurde Polizist in Zürich, einer

war Hammerschmied bei Sulzer, gross und stark, aber geistig etwas schwerfällig. Die vier anderen weiss ich nicht mehr. - Der Hammerschmied wurde nach einigen Tagen krank und musste ins Krankenzimmer. Wer zu Beginn der RS sieben Tage krank war, wurde entlassen und musste später wieder in eine andere RS einrücken. Am zweitletzten Tag dieser Frist gab mir der Leutnant den Befehl, ich soll ins Krankenzimmer gehen und dem Mann erklären, er soll nach Hause gehen. Mir sagte der Leutnant "wir können ihn nicht gebrauchen".

Obschon der Mann mir zugeteilt war, habe ich ihm geraten dem Major zu sagen, er sei wieder gesund und freue sich, Dienst zu leisten. Major Schmid vom Generalstab hat dies akzeptiert, und der Leutnant hat geschumpfen...

Ich habe dann diesen Rekruten bei Gelegenheit separat im Takt-schritt, Gewehrgriff, Achtungstellung usw. ausgebildet. Vier Wochen später, bei einer Inspektion durch den Schulkommandanten, ist dieser Hammerschied einer der Besten gewesen. Ein Detail: als ich die Gewehre kontrollierte, fehlte an der Waffe des Hammerschmieds der Verschluss. Auf meine Frage erklärte er mir, der Verschluss befinde sich im Tornister...

Sieben Rekruten hatten beim Schiessen das erforderliche Minimum an Treffern nicht erreicht. Ich erhielt vom Kommandanten den Befehl, im Schiessstand Herisau nachschiessen zu lassen. Alle sieben haben zur Zufriedenheit die nötigen Resultate geschossen.

Der Feldweibel wurde krank. Während acht bis zehn Tagen musste ich den Feldweibeldienst versehen. Alle waren zufrieden - selbst der Kommandant.

In den letzten Tagen der RS erhielt ich den Befehl: "Florin, Sie haben das Korpsmaterial mit Ihren Leuten abzugeben". Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, es fehle verschiedenes. Mit meinen besten Mannen, welche ich instruiert hatte, und dem Material sind wir pünktlich im Zeughaus angekommen. Zunächst hat man uns laut angebrüllt - warum weiss ich nicht. Die Soldaten haben mit Tempo das Material im Zeughaus deponiert; es wurde gezählt und geschumpfen. Am Schluss hatten wir zwei Stück zu viel. Im Durcheinander haben meine Leute die fehlenden Stücke hinten weggenommen und vorne wieder zugezählt.

Als ich meinem Kommandanten den Empfangsschein vom Zeughaus abgab und er feststellte, dass nichts fehlte, war er überrascht und fragte mich, wie das möglich sei. Ich versicherte ihm, es habe halt nie etwas gefehlt. Er schaute mich komisch an und ging weg.

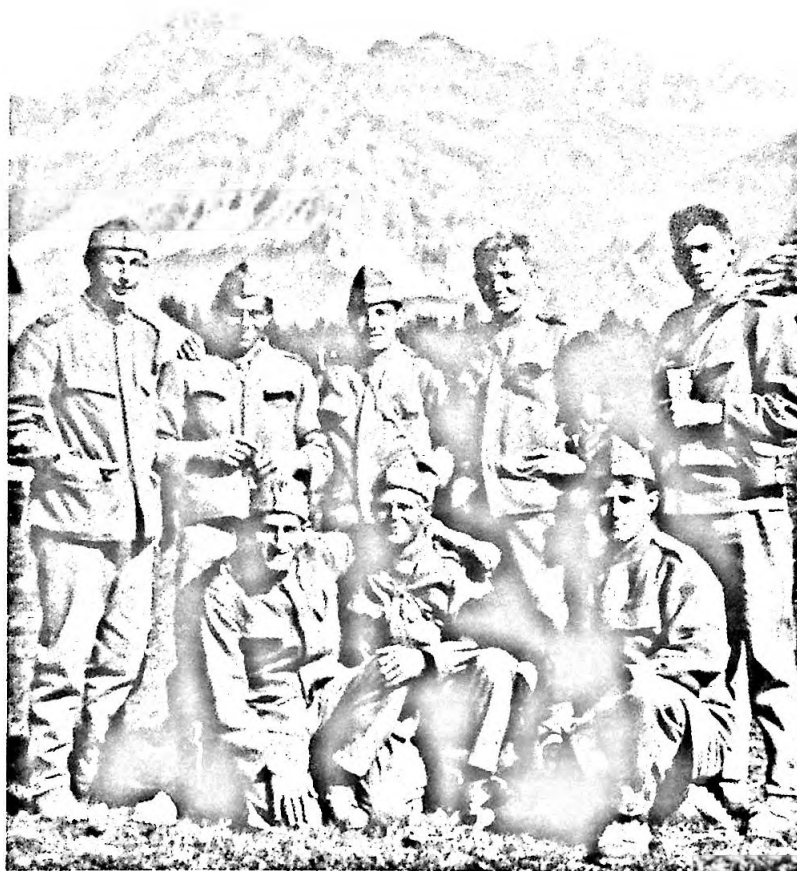
N.B.: Wenn Korpsmaterial fehlte, wurde der Verlust als Strafe am Sold der Soldaten abgezogen. In Chur ist mir dies auch passiert.

Major Schmied, Instruktionsoffizier, liess mich kommen und teilte mir mit, dass er mich für die Offizierschule anmelden werde. Ich gab ihm zu bedenken, dass ich schulmässig nicht in der Lage sei, Offizier zu werden, da ich die Hälfte der Schule in Deutsch, die andere in Französisch gehabt habe. ausserdem hätte ich kein Geld. Der Major erwiderte dann, er werde mich bei meiner Einheit als Feldweibel vorschlagen. Ich bin dann aber nach Argentinien ausgewandert. Ende der Schule am 26. Mai 1928. Total 167 Diensttage.

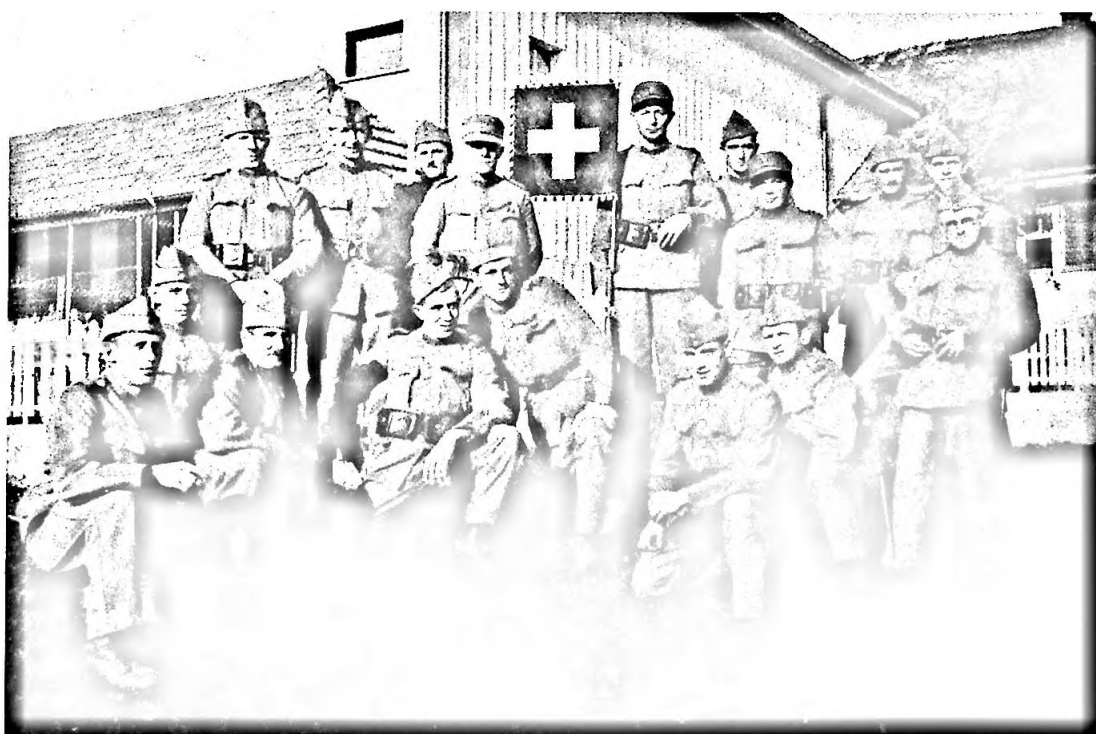
Die Wiederholungskurse, auch bei fremden Einheiten, bedeuteten für mich Ferien. Körperlich war ich stark und als Korporal musste ich keine Lasten tragen, ausser wenn ein Soldat beim Marschieren oder in den Manövern Probleme hatte. Ich war bekannt als Witzeerzähler und Sprücheklopfer. An einem Abend sassen wir fidel im Restaurant, da kamen zwei Soldaten und sagten "Florin, sie suchen Dich, verschwinde". Da kroch ich einfach unter den Tisch. Ein Leutnant und ein Soldat haben nach mir gefragt - keiner hat geantwortet.

Einmal hatte ich die Kantonementswache nicht organisiert. - Verhör beim Kompanie-Kommandanten, Hauptmann Darms, in Chur. Am Ende sagte er: "Florin, gehen Sie - Sie sind viel gescheiter als Sie es selbst wissen".

Während eines Manövers kam am Abend der Oberleutnant und gab mir einen schriftlichen Befehl: hoch oben im Gebirge mit einer Einheit Kontakt aufnehmen! Ich erhielt Kompass, Landkarte, Taschenlampe und vier Mann zugeteilt. Einer der Soldaten kannte die Gegend. Nach etwa zwei Stunden kamen wir in einer Alphütte an. Dort habe ich den Befehl genau durchgelesen und die Landkarte studiert. Ich kam zum Schluss, dass dieser Befehl undurchführbar und wegen Absturzgefahr unverantwortbar war. Die vier Soldaten haben gegasst, während ich mich beim Alphirten genau über die zu begehende Strecke informierte. Ich habe die vier Mann instruiert, bei der Rückkehr zur Einheit über diesen Blödsinn zu schimpfen, und ihnen die wesentlichen Punkte, die man sehen konnte, eingeprägt. Um zwei Uhr früh sind wir bei der Einheit angekommen. Der Oberleutnant kam ganz aufgeregt auf mich zu, und fragte: "Haben Sie den Kontakt aufgenommen?". Ich erklärte ihm, dass niemand dort gewesen sei.



WK 1934 Arosa



Aktivdienst 1942

Am nächsten Morgen berichtete mir ein Soldat, der Oberleutnant sei in das Kantonement gekommen und habe sie ausgefragt, ob sie tatsächlich oben gewesen seien. Sie hätten erneut geschumpfen und erklärt, sie seien einfach während vielen Stunden dem Korporal nachgelaufen.

Zwei Jahre später bei einem Wiederholungskurs kam der Oberleutnant in einer Pause wieder auf dieses Ereignis zu sprechen. Da haben wir ihm die Wahrheit gesagt. Er war erleichtert, denn als der Oberleutnant damals besagten Befehl erhielt, wusste er sofort, dass dieser unverantwortbar sei. Er habe sich dann entschieden, den Korporal Florin damit zu beauftragen in der Ueberzeugung, der Florin sei zu intelligent und schlau genug, dass er diesen Befehl nicht ausführen werden. Der Oberleutnant teilte uns weiter mit, dass der Posten oben im Gebirge nur supponiert war.

Im August 1938 erhielt ich vom Kreiskommando Chur ein Schreiben, warum ich nicht zu einem sechstägigen Einführungskurs eingerückt sei? Die Aufgebote waren bei der Station Märwil angeschlagen, doch habe ich diese nie gelesen. Die Folge: drei Tage Arrest im Zeughaus Frauenfeld. Ich musste mich an einem Freitag um 8 Uhr morgens in Uniform und ausgerüstet melden. Alles wurde mir abgenommen, und ich wurde in ein Zimmer mit fünf Pritschen gesperrt - es hat gestunken, die Nachttöpfe waren nicht geleert, usw. Zum Mittagessen gab es Zwetschgenmus. Ich erklärte mich bereit, zu arbeiten. Man erwiederte mir, ich hätte eine Strafe abzusitzen und nicht eine Busse. Am Abend kamen noch zwei Soldaten aus einem WK. Am Samstag mussten wir drei doch arbeiten, und zwar an Orientierungstafeln Haken anbringen. Am Sonntag gegen Mittag kam ein Zeughaus-Angestellter und sagte mir im Auftrag des Verwalters, ich könne jetzt schon nach Hause gehen. Somit hatte ich mit gut zwei Tagen Arrest eine Woche Einführungskurs absolviert.

In diesen zwei Tagen habe ich mir doch Gedanken darüber gemacht, wie einem Häftling zu Mute ist, der Monate oder Jahre eingesperrt ist...

Am 2. September 1939 bin ich zum Aktivdienst nach Chur eingerückt. Der Dienst war streng. Ich äusserte gegenüber dem Hauptmann den Wunsch, wegen meines Geschäfts in Märwil zum Thurgauischen Grenzschutz umgeteilt zu werden. Er antwortete mir, dass er nur ungern auf einen Mann verzichten würde. Ich stellte dann ein Gesuch und wurde der

Gz.Füs.Kp.III/276 Grenzschutz zugeteilt. Am 6. März 1940 bin ich in Salenstein für 52 Tage eingerückt. Ich erhielt acht Mann zugeteilt.

Der Auftrag lautete: Strassensperre beim Restaurant Schäfli. In einer unbewohnten Villa hatte ich ein Zimmer, die Gegend war schön, die Verpflegung sehr gut, der Dienst nicht halb so streng wie im Bündnerland. Am Schluss dieses Dienstes sagte der Feldweibel bei einer Zusammenkunft im "Hirschen": "Er wisse, dass die Bündner sehr bequem und faul sind, aber so etwas Faules wie der Korporal Florin sei ihm noch nie begegnet". Ich schilderte den Anwesenden meine Erfahrungen aus dem Bündnerland und sähe keine Veranlassung, diesen schönen Dienstbetrieb zu beeinflussen. Mit Bewilligung von Bern hatte ich wegen der kriegswirtschaftlichen Bedeutung der Mühle in Märwil wöchentlich zwei Tage dienstfrei, und zwar Montag und Dienstag.

MAI 1940

Wir waren im Restaurant Hirschen in Salenstein, das gleichzeitig Kompagniebüro und Kantonement der Einheit war. Gegen 11 Uhr abends: Grossalarm - alle Offiziere und Unteroffiziere zum Rapport beim Hauptmann! Major Häberli, später Bundesrichter in Lausanne, erklärte: Heute morgen um 4 Uhr hat ein Oberst im Generalstab den Angriff der Deutschen auf die Schweiz bei Stein-Säckingen erwartet. Es dauerte etwa 18 Stunden, bis wir als Grenzschutz alarmiert wurden. Später musste der Major noch die Mitrailleur-Kompagnie alarmieren.

Es entstand eine grosse Aufregung, Angst und Wut. Wir haben Handgranaten, Tretminen, Leuchtpistolen usw. gefasst. Meine Gruppe erhielt zwei Kistchen Offensivhandgranaten. Ich habe diese nicht verteilt, sondern lediglich eine Kiste dem Gefreiten Hefti gegeben. Wir beide waren allein damit ausgebildet.

Wir waren am Untersee stationiert und hatten eine grosse See- fläche vor uns. Von unseren Beobachtungstruppen waren wir orientiert, dass zwei deutsche Elite-Einheiten gegenüber stationiert waren. Ich ging davon aus, dass wir zuerst von Flugzeugen angegriffen würden. Zum Glück ist nichts passiert.

Diese Art der Alarmierung der Grenzschutztruppen mit 20 Stunden Verspätung hat vielen Offizieren und Soldaten zu denken gegeben. Wozu hatten wir Nachrichten- und Uebermittlungstruppen sowie Telefone? Warum hat Major Häberli seine vier Kompagnie-Kommandanten nicht sofort per

Telefon alarmiert, sondern fuhr mit dem Chauffeur zu jedem einzelnen? Nach etwa drei Wochen kam die Nachricht, die zwei Super-Einheiten der Deutschen, welche angeblich am Boden- und Untersee stationiert waren, seien an der Westfront im Einsatz.

Nach reiflichen Diskussionen kamen wir zum Schluss, dass der Generalstab bei Kriegsausbruch genau wusste, dass an der Schweizer Grenze keine deutschen Einheiten standen. Eine Alarmierung der Armee durch den Generalstab in einzelnen Rapporten, zuerst an die Divisionäre, dann an die Brigadiers, die Regimenter, die Bataillone und an die einzelnen Kompagnien mit einer Dauer von 20 Stunden wäre unverantwortlich gewesen. Später, als die Deutschen Rückschläge erlitten, wurden wir noch zweimal alarmiert, jedoch per Telefon.

Dieser Alarm hatte auch etwas Positives. Man stellte fest, nicht nur bei uns, dass im 9. Monat des Aktivdienstes die wenigsten Soldaten an Handgranaten, Tretminen, Leuchtpistolen usw. ausgebildet waren. Die Handgranaten wurden wie Äpfel zum Essen verteilt.

Aus Uebereifer oder Angst hatten wir im Regiment wegen mangelnder Ausbildung Unglücksfälle. Nach zwei Wochen wurden die Offensivgranaten wieder eingezogen. Es fehlten einige. Die meisten wurden an den Orten, wo die Soldaten Wache standen, ausgegraben.

Während etwa einer Woche hatten wir Ruhe vor höheren Offizieren und Inspektionen. Dann ging es wieder los, dass man kaum zum Schlafen kam. Alle hatten Angst und eine Wut. Die Offiziere und Mannschaft unserer Einheit blieben unbeirrt auf ihrem Posten.

Ein Detail: Mein Posten war direkt bei der Küche im "Schäfli", wo die Fass-Mannschaften das Frühstück holten. Darunter befand sich ein HD-Soldat. Ich habe ihn beim Fassen beobachtet. Plötzlich nahm er einen Revolver aus seiner Tasche und legte diesen auf den Tisch. Ich sagte zu ihm: "Du bist doch ein unbewaffneter HD-Soldat". Er erwiderte: "Glaubst Du denn, so ein deutscher Soldat fragt mich zuerst ob ich unbewaffnet bin, bevor er schießt? Ich will mich auch verteidigen können." Bezeichnend ist auch ein Erlebnis, von dem Hauptmann Lüdi erzählte: er wollte mit dem Tambour die Posten kontrollieren. Dieser soll ihm gesagt haben: "ich komme nur mit, wenn ich ein Gewehr und Munition erhalte".

Nachdem die Deutschen an der Westfront innert kürzester Zeit grosse Erfolge verzeichneten, und die scheinbar uneinnehmbare Maginot-Linie - die Befestigungen der Franzosen gegen den Rhein - durchbrochen hatten, wuchs allmählich die Ueberzeugung, die Deutschen seien unschlag-

bar. Nach zwei bis drei Wochen erfuhr man dann durch die in die Schweiz geflüchtete französische Soldaten, wie schlecht diese ausgerüstet waren. Ein junger Korporal vertraute mir an, er sei Jude. Er habe Angst, wenn ihn die Deutschen erwischen. Als Notlösung empfahl ich ihm, bei einem Gefallenen die Erkennungsmarke auszuwechseln. Wir sind Freunde geblieben.

Nach etwa drei Wochen Dienst wollte ich für zwei Tage Urlaub, was grundsätzlich nicht bewilligt wurde. Ich telefonierte dem Major in Bern, welcher mir zu den zwei Tagen wöchentlichen Dispens verholten hatte. Er informierte mich über einen seit einigen Tagen bestehenden Befehl des Generals betreffend Dispens und Urlaub. Ob ich keine Kenntnis davon habe? Ich verneinte die Frage. Da gab er mir Titel, Datum und Nummer dieses Befehls bekannt, bat mich aber, die Quelle dieser Information nicht preiszugeben. In einem Rapport an das Kompanie-Kommando, mit Kopie an das Regiments-Kommando, bat ich um Zustellung des betreffenden Befehls des Generals. Ich wurde zu Hauptmann Lüdi gerufen der mir sagte, so einen Befehl habe er nicht. Major Häberli hat mich auf dem Weg zum Mittagessen im "Hirschen" erwartet und mir einen ganzen Stapel Befehle gezeigt, doch jener des Generals war nicht dabei. Beide Kommandanten fragten mich, woher ich meine Information hätte. Ich weigerte mich, darüber Auskunft zu geben. Ich hörte zwei Tage nichts mehr von der Angelegenheit. Da ersuchte ich schriftlich um zwei Tage Dispens, gestützt auf den Befehl des Generals. Innert einer halben Stunde hatte ich die Bewilligung. Nach drei weiteren Tagen wurde der Befehl im Regiment bekanntgegeben. Zwei Wochen später erhielt ich vom Regiments-Kommando die schriftliche Mitteilung, es sei nicht zulässig, Unteroffizieren und Soldaten Befehle des Generals schriftlich auszuhändigen.

Nachdem wir wieder einmal eingerückt waren und ich abends Kantonementskontrolle machte, sagten mir die Leute, Hauptmann Schmid habe uns beim Hauptverlesen bezüglich Urlaub und Dispensation angelogen. Sie erklärten mir den tatsächlichen Sachverhalt, den sie von den abgelösten Truppen kannten unter denen sie Verwandte und Bekannte hatten. In einem Rapport an den Kompanie-Kommandanten, mit Kopie an das Kommando des Regiments, habe ich vorsichtig auf die Differenzen betreffend

Urlaub und Dispensation aufmerksam gemacht. Die Folge: Aufregung, einsperren usw. Am dritten Tag, wir waren beim Exerzieren auf dem Felde, kam der Major zu unserem Oberleutnant und verlangte mich zu sprechen. Wir entfernten uns ein wenig von der Truppe und der Major sagte mir, dass ich mit meinem Rapport im Recht sei. Heute beim Hauptverlesen würden die effektiven Möglichkeiten betreffend Urlaub und Dispensationen bekanntgegeben. Der Major bat um meine Einwilligung, die Kopie meines Rapportes beim Regimentskommando abzuholen, ohne Antwort an mich. Er bedankte sich für meine Zustimmung.

Später erzählten die Soldaten, sie hätten uns beobachtet und den Eindruck gewonnen, wir seien die besten Freunde.

Theoretisch herrschte an diesem Grenzabschnitt tiefster Friede, weshalb das Armeekommando grosszügig Urlaub und Dispensationen bewilligte. Die Landwirte, Handwerker usw. durften täglich von fünf Uhr bis abends nach Hause gehen. Dies wurde ausgenützt, weil die meisten Männer aus der Umgebung kamen. Dies hat schliesslich dazu geführt, dass wir im Zug von 23 Soldaten am Tage nur noch sechs oder sieben waren. Die Offiziere konnten mit einer derart kleinen Zahl von Soldaten nicht mehr exerzieren.

Einmal war nur etwa ein Drittel der Kompagnie beim Hauptverlesen. Wir hatten den ganzen Tag über nichts getan, die Offiziere waren an einem Rapport. Am Hauptverlesen befahl mir der Feldweibel, ich müsse nach der Verpflegung Munition fassen. Ich sagte ihm, ich würde das nicht tun; die Munition würden wir um 10 Uhr fassen, denn es eile nicht. Um 11 Uhr abends wurde ich aus dem Bett geholt, und musste zum Kompagnie-Kommandanten, Hauptmann Schmid. Er tadelte mich, ich hätte eine Befehlsverweigerung begangen und er müsse mich einsperren. Die beiden Wachsoldaten vor dem Kopagnie-Büro haben später erzählt, der Hauptmann und ich hätten uns lange und laut angeschrien. Der Hauptmann und die übrigen Offiziere haben sich am anderen Tag bemüht einen Zeugen zu finden der bestätigte, der Korporal Florin habe sich geweigert, einen Feldweibel-Befehl auszuführen. Wir hatten in der Kompagnie fünf Offiziere, wovon vier Lehrer und ein Chemiker.

Im November 1941 musste ich einen 13tägigen Wiederholungskurs bei der Kp. II/276 nachholen. Ein Oberleutnant, der ebenfalls nachholen

musste, und ich wurden beauftragt, die Sportabzeichenprüfung durchzuführen. Ich entschloss mich, diesen Auftrag bestens zu erfüllen. Am Ende des Dienstes wurde ich zum Wachtmeister befördert.

Als Wachtmeister musste ich noch neun Mal Dienst leisten. Flüchtlinge hatten wir wegen der Breite des Untersees und der Kontrolle der Deutschen keine. Die Offiziere verloren teilweise ihre Lehrerallüren, die Soldaten als Schüler zu betrachten. Sie hatten auch öfters Streit unter sich, wie ich vom Chemiker erfuhr. Er war der jüngste der Offiziere und auch Akademiker. - Etwas erwähnenswertes passierte in der Folge nicht mehr.

Die 508 Tage Aktivdienst, ausgenommen die 38 im Bündnerland, waren den Zeitumständen entsprechend schön. Die Unterkunft, die Verpflegung, und auch die Kameradschaft waren sehr gut. Dabei hatte ich auch Glück, denn ich war nie einen Tag krank gewesen.

Nachdem ich den Wohnsitz nach Muttenz verlegt hatte, wurde ich der Gz.S.Kp.I/246 zugeteilt. Im September 1949 hatten wir einen Gz.Kurs auf dem Bölchen. Beim Abtreten musste ich vortreten. Es wurde mir mitgeteilt, dass ich das Kommando über etwa 18 Soldaten als Beobachtungstruppe zu übernehmen habe.

Die politische und militärische Lage war zu jener Zeit noch recht unruhig. Bei einem weiteren Aufgebot wäre ich auf dem Bölchen vom Geschäft abgeschnitten gewesen. Ich erfuhr vom Gemeindeverwalter, dass man in Muttenz einen Ortswehrkommandanten sucht. Ich meldete mich, und musste fünf Tage später in Liestal einen viertägigen Kurs bestehen. Die Arbeit bestand zur Hauptsache aus Administration. Der Bestand betrug 78 Mann, für den praktischen Einsatz standen 27 Mann zur Verfügung - alle anderen waren kriegswirtschaftlich dispensiert. Beim Bergrutsch 1952 am Wartenberg wurden wir für vier Tage als Ordnungsdienst aufgeboten. Ich musste später noch vier kurze Ausbildungskurse absolvieren. Im Jahre 1956 bekam ich Gallenstein-Koliken. Befund: ein einzelner, mittelgrosser Stein in der Galle. Ich ging vor die U.C. in Basel und wurde am 30. August 1956 dienstuntauglich erklärt. (Der Gallenstein hat sich innert 18 Monaten gänzlich aufgelöst). Das war das Ende meiner militärischen Laufbahn. Insgesamt 786 Dienstage.

FAZIT

Man sagt mir heute oft, ich sei ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen. Wenn ich aber zurückblicke, wurde ich im Grunde genommen nach dem Anfang in Märwil zu allen Entscheiden gezwungen um weiterbestehen zu können. Der Handel mit gemahlenen Futterwaren ging zurück - als Ersatz kam die Leinsamenverarbeitung. Sogar der Krieg erwies sich, finanziell gesehen, als Vorteil. Eine einmalige Gelegenheit war der Verkauf der Mühle an die Mosterei Märwil. Bewährt hat sich später die Umstellung von Leinöl auf Speiseöl in MuttENZ, dank der Zunahme des Konsums, der Inflation und einigen anderen Faktoren. Positiv wirkte sich auch das Vertrauen der Banken, Lieferanten und Behörden aus, welche sich in der Regel als grosszügig erwiesen, sowie - als Kapital von unschätzbarem Wert - die Treue der Kundschaft.

Glück hatte ich auch insofern, dass ich praktisch nie krank war. Drei Mal war ich in echter Lebensgefahr: Das erste Mal in Sulgen bei der Garage Ochsen. Mein Lastwagen stand mit der offenen Motorhaube gegen die Strasse. Dem Mechaniker fehlte ein Werkzeug. Ich ging es holen. Ich war noch nicht in der Garage, als ein Automobilist den Hufschmied überfahren hat. Wäre ich noch dort gestanden, hätte es mich auch erwischt - Differenz: zwei Sekunden. Dem Mechaniker wurde am Oberschenkel praktisch das Bein abgetrennt, er hatte Prellungen und andere Verletzungen. Zwei Tage später starb er im Alter von 47 Jahren. Ich half dem herbeigerufenen Arzt Dr. Schildknecht. Als der Verunglückte mit dem Spitalwagen abtransportiert war sagte mir der Arzt: "Florin, ich gratuliere Ihnen, Sie sind ein vorzüglicher Helfer".

Beim zweiten Mal fuhr ich mit meinem Ford-Personenwagen Richtung Winterthur. Es hatte Nebel. Da kam mir ein Lastwagen mit Abblendlicht entgegen. Plötzlich überholte ein zweiter Lastwagen den ersten. Auf ganz kurzer Distanz bin ich mit dem Ford rechts über ein Bord in einen Acker heruntergefahren.

Beim Militär erhielt ich eine Leuchtpistole. Ich habe die Waffe geprüft, in das Rohr hineingeschaut, und sie meinem Kollegen gegeben. Plötzlich krachte es: die Pistole war geladen und entsichert. Hätte ich abgedrückt, wäre mein Kopf weg gewesen. Der Kollege hat in den Boden geschossen...



Ordnungsdienst beim Erdrutsch am Wartenberg 1952.



Berta und Laurenz Florin im Sommer 1988.